

Joseph Roth

Tarabas

Erster Teil: Die Prüfung

I

Im August des Jahres neunzehnhundertvierzehn lebte in New York ein junger Mann namens Nikolaus Tarabas. Er war der Staatsangehörigkeit nach Russe. Er entstammte einer jener Nationen, die damals noch der große Zar beherrschte und die man heute als „westliche Randvölker“ bezeichnet.

Tarabas war der Sohn einer begüterten Familie. Er hatte in Petersburg die Technische Hochschule besucht. Weniger aus echter Gesinnung als infolge der ziellosen Leidenschaft seines jungen Herzens schloß er sich im dritten Semester seiner Studien einer revolutionären Gruppe an, die sich einige Zeit später an einem Bombenattentat gegen den Gouverneur von Cherson beteiligte. Tarabas und seine Kameraden kamen vors Gericht. Einige von ihnen wurden verurteilt, andere freigesprochen. Zu diesen gehörte Tarabas. Sein Vater verwies ihn von Haus und Hof und versprach ihm Geld für den Fall, daß er sich entschlösse, nach Amerika auszuwandern. Der junge Tarabas verließ die Heimat, unbesonnen, wie er zwei Jahre vorher Revolutionär geworden war. Er folgte der Neugier, dem Ruf der Ferne, sorglos und kräftig und voller Zuversicht auf ein „neues Leben“.

Allein schon zwei Monate nach seiner Ankunft in der großen, steinernen Stadt erwachte das Heimweh in ihm. Obwohl die Welt noch vor ihm lag, schien es ihm manchmal, sie läge hinter ihm bereits. Zuweilen fühlte er sich wie ein alter Mann, der sich nach einem verlorenen Leben sehnt und dem keine Zeit mehr bleibt, ein neues anzufangen. Also ließ er sich denn gehen, wie man sagt, machte keinerlei Versuche, sich an die neue Umgebung anzupassen und nach einem Unterhalt zu suchen. Er sehnte sich nach dem zartblauen Dunst seiner väterlichen Felder, den gefrorenen Schollen im Winter, dem unaufhörlich schmetternden Gesang der Lerchen im Sommer, dem süßlichen Duft bratender Kartoffeln auf herbstlichen Äckern, dem quakenden Lied der Frösche in den Sümpfen und dem scharfen Gewisper der Grillen auf den Wiesen. Das Heimweh trug Nikolaus Tarabas im Herzen. Er haßte New York, die hohen Häuser, die breiten Straßen und überhaupt alles, was Stein war. Und New York war eine steinerne Stadt.

Ein paar Monate nach seiner Ankunft hatte er Katharina kennengelernt, ein Mädchen aus Nischnij Nowgorod. Sie war Kellnerin in einer Bar. Tarabas liebte sie wie seine verlorene Heimat. Er konnte mit ihr sprechen, er durfte sie lieben, schmecken und riechen. Sie erinnerte ihn an die väterlichen Felder, an den heimischen Himmel, an den süßen Duft bratender Kartoffeln auf den herbstlichen Äckern der Heimat. Zwar stammte Katharina nicht aus seiner Gegend. Aber er verstand ihre Sprache. Sie begriff seine Launen und fügte sich ihnen. Sie milderte und verstärkte zugleich sein Heimweh. Sie sang die Lieder, die er auch in seiner Heimat gelernt hatte, und sie kannte Menschen genau von der Art, wie auch er sie kannte.

Er war eifersüchtig, wild und zärtlich, bereit, zu prügeln und zu küssen. Stundenlang trieb er sich in der Nähe der Bar herum, in der Katharina bedienstet war. Er saß oft lange an einem der Tische, die zu ihrem Rayon gehörten, beobachtete sie, die Kellner und die Gäste und ging manchmal in die Küche, um auch noch den Koch zu beobachten. Allmählich begann man, sich in der Anwesenheit Nikolaus Tarabas unbehaglich zu fühlen. Der Wirt drohte, Katharina zu entlassen. Tarabas drohte, den Wirt zu erschlagen. Katharina bat ihren Freund, nicht mehr in die Bar zu kommen. Dahin aber trieb ihn immer wieder die Eifersucht. Eines Abends beging er eine Gewalttat, die den Lauf seines Lebens verändern sollte. Vorher aber geschah folgendes:

An einem schwülen Spätsommertag geriet er auf einen der fliegenden Jahrmärkte, die in New York nicht selten sind. Er ging, ohne bestimmtes Ziel, von einem Zelt zum andern. Gegen wertloses Porzellan schleuderte er sinnlos hölzerne Kugeln, mit Flinte, Pistole und altertümlichem Bogen schoß er auf tönernen Figuren und versetzte sie in tönernen Bewegung, auf zahlreichen Karussells ließ er sich rundum treiben, rittlings auf Pferden, Eseln und Kamelen, auf einem Kahn fuhr er durch Grotten voll mechanischer Gespenster und düster gurgelnder Gewässer, auf

einer Berg- und Talbahn genoß er die Ängste jäher Auf- und Abwärtsbewegung, und in den Schreckenskammern betrachtete er grausame Anomalien der Natur, Geschlechtskrankheiten und berühmte Mörder. Er blieb schließlich vor der Bude einer Zigeunerin stehn, die das Schicksal der Menschen aus den Händen zu weissagen versprach. Er war abergläubisch. Er hatte bis jetzt viele Gelegenheiten wahrgenommen, einen Blick in die Zukunft zu tun, Kartenleger und Sterndeuter befragt und sich selbst mit allerhand Broschüren über Astrologie, Hypnose, Suggestion beschäftigt. Schimmel und Schornsteinfeger, Nonnen, Mönche und Geistliche, denen er begegnete, bestimmten seine Wege, die Richtung seiner Spaziergänge und seine geringfügigsten Entschlüsse. Alten Frauen wich er am Morgen sorgfältig aus, ebenso rothaarigen Menschen. Und Juden, die er zufällig am Sonntag traf, hielt er für sichere Unheilsbringer. Mit diesen Dingen füllte er einen großen Teil seiner Tage aus.

Auch vor dem Zelt der Zigeunerin blieb er stehn. Auf dem umgestülpten Faß, vor dem sie auf einem Schemel hockte, lagen allerhand Gegenstände, deren sie zu ihrer Zauberei bedurfte, eine gläserne Kugel, gefüllt mit einer grünen Flüssigkeit, eine gelbe Wachskerze, Spielkarten und ein Häufchen Silbermünzen, ein Stäbchen aus rostbraunem Holz und Sterne verschiedener Größe aus blinkendem Goldlack. Viele Menschen drängten sich vor der Bude der Wahrsagerin, aber keiner getraute sich, vor sie hinzutreten. Sie war jung, schön und gleichgültig. Sie schien nicht einmal die Menschen zu sehen. Sie hielt die braunen, beringten Hände gefaltet im Schoß und ihre Augen auf die Hände gesenkt. Unter ihrer grellroten, seidenen Bluse sah man den lebendigen Atem ihrer vollen Brust. Es zitterten sachte die großen, goldenen Taler ihrer schweren, dreimal um den Hals gelegten Kette. An den Ohren trug sie die gleichen Taler. Und es war, als ginge ein Klirren von all dem Metall aus, obwohl man in Wirklichkeit keinen Klang vernahm. Es war, als sei die Zigeunerin gar nicht darauf bedacht, bezahlte Mittlerin zwischen unheimlichen Gewalten und irdischen Wesen zu sein, sondern vielmehr eine der Mächte, die das Geschick der Menschen nicht deuten, sondern selbst bestimmen.

Tarabas zwängte sich durch die Menge, trat vor das Faß und streckte ohne ein Wort die Hand aus. Langsam hob die Zigeunerin die Augen. Sie sah Tarabas ins Gesicht, bis er, unsicher geworden, eine Bewegung machte, als wollte er die Hand zurückziehen. Nun erst griff die Zigeunerin nach ihr. Tarabas fühlte die Wärme der braunen Finger und die Kühle der silbernen Ringe auf seiner flachen Hand. Allmählich, sehr sanft, zog ihn die Frau zu sich herüber, über das Faß, so daß sein Ellenbogen die gläserne Kugel streifte, sein Gesicht ganz nahe vor dem ihren stand. Die Leute hinter ihm drängten näher, im Rücken fühlte er ihre Neugier. Es war, als stieße ihn diese ihre Neugier zur Wahrsagerin hinüber – und er wäre gerne über das Faß gestiegen, um endlich getrennt von den Menschen zu sein und allein mit der Zigeunerin. Er hatte Angst, sie könnte laut über ihn sprechen, was die anderen vernehmen würden – und schon wollte er sein Vorhaben aufgeben. „Haben Sie keine Angst“, sagte sie in der Sprache seiner Heimat, „keiner wird mich verstehen. Aber geben Sie mir zuerst zwei Dollar, und so, daß es die andern sehn! Viele werden dann weggehn.“

Er erschrak, weil sie seine Muttersprache erraten hatte. Sie nahm mit der Linken das Geld, hielt es eine Weile hoch, damit die Menschen es sähen, und legte es dann auf das Faß. Hierauf sagte sie in Tarabas Muttersprache: „Sie sind sehr unglücklich, Herr! Ich lese in Ihrer Hand, daß Sie ein Mörder sind und ein Heiliger! Ein unglücklicheres Schicksal gibt es nicht auf dieser Welt. Sie werden sündigen und büßen – alles noch auf Erden.“

Dann ließ die Zigeunerin Tarabas Hand frei. Sie senkte die Augen, verschränkte die Hände im Schoß und blieb unbeweglich. Tarabas wandte sich, um zu gehen. Die Leute machten ihm Platz, voller Hochschätzung vor einem Mann, der einer Zigeunerin zwei Dollar gegeben hatte. Die einzelnen Worte der Wahrsagerin steckten in seinem Gedächtnis, ohne Zusammenhang, er konnte sie wiederholen, so, wie sie ihm gesagt worden waren. Gleichgültig ging er zwischen Schieß- und Zauberbuden einher, kehrte um, beschloß, das Fest zu verlassen, dachte an Katharina, die er bald, wie gewohnt, abholen sollte, glaubte zu fühlen, daß sie ihm fremd geworden war, und wehrte sich gegen dieses Gefühl. Es war Ende August ... Der Himmel war bleiern und grau, ein schmaler Himmel aus Stein in schmalen Straßen, zwischen hohen, steinernen Häusern. Gewitter versprach man sich seit Tagen. Es kam nicht. Andere Gesetze

herrschen in diesem Land, die Natur ließ sich von den praktischen Menschen dieses Landes bestimmen. Sie brauchten augenblicklich kein Gewitter. Tarabas sehnte sich nach einem Blitz, einem zackigen Blitz aus schweren Wolken, aus einem trächtigen, tief über weiten, goldenen Feldern hängenden Himmel. Es kam kein Gewitter. Tarabas verließ den Rummelplatz. Er ging zur Bar, zu Katharina. Er war also ein Mörder und ein Heiliger. Zu großen Dingen war er ausersehen.

Je näher er der Bar Katharinas kam, desto klarer wurde ihm auch, so glaubte er, der Sinn der Weissagung. Die Worte der Zigeunerin begannen, sich zu einer sinnvollen Kette aneinanderzureihen. Ich werde also dachte Tarabas – zuerst ein Mörder werden und dann ein Heiliger. (Es war nicht möglich, dem Schicksal, das gewiß ohne Rücksicht auf Tarabas seine Fäden spann, gewissermaßen auf halbem Wege entgegenzukommen und also das Leben vom nächsten Augenblick an freiwillig zu verändern.)

Als Tarabas die Bar betrat, auf den ersten Blick unter den bedienenden Mädchen Katharina nicht traf und auf die Frage, wo sie sei, die Antwort erhielt, sie habe heute um einen freien Tag angesucht, auch die Erlaubnis hierzu erhalten und solle gegen neun Uhr abends zurückkommen, war er betroffen; und er sah bereits in diesem Vorfall den Anfang des Schicksals, das man ihm prophezeit hatte. Er setzte sich an einen Tisch und bestellte einen Gin bei der Kellnerin, der er als ein Freund Katharinas wohlbekannt war; und er verbarg seine Unrast hinter einer der üblichen witzigen Wendungen, die alte Stammgäste Kellnern gegenüber anzuwenden beliebten. Da ihm aber die Zeit zu lang wurde, bestellte er nach dem ersten auch noch ein zweites und ein drittes Glas. Und da er von Natur ein schwacher Trinker war, verlor er bald den sichern Sinn für die Dinge dieser Welt und für die Umstände, in denen er sich befand, und begann, in überflüssiger Weise Lärm zu schlagen.

Hierauf trat der Wirt, ein kräftiger und wohlgefütterter Bursche, der Tarabas seit langem nicht mehr wohlgesinnt war, auf ihn zu und forderte ihn auf, die Bar zu verlassen. Tarabas fluchte, zahlte, verließ die Bar, blieb aber, zum Kummer des Wirtes, vor der Tür stehn, um Katharina zu erwarten. Ein paar Minuten später kam sie, das Angesicht gerötet, die Haare zerzaust, offenbar in höchster Eile, Angst in den Augen, und, wie es Tarabas schien, schöner als je zuvor. „Wo warst du?“ fragte er. „Bei der Post“, sagte Katharina. „Es ist ein Brief gekommen, rekommandiert, ich mußte ihn holen, ich war nicht zu Haus, als der Briefträger kam. Der Vater ist krank. Er wird vielleicht sterben. Ich muß nach Hause! So schnell wie möglich! Kannst du mir helfen! Hast du Geld?“

Eifersüchtig und mißtrauisch versuchte Tarabas, im Auge, in der Stimme und im Angesicht seiner Geliebten eine Lüge und einen Betrug zu erkennen. Er sah sie mit forschender, vorwurfsvoller Wehmut lange an, und da sie, nunmehr völlig verwirrt, den Kopf senkte, sagte er – und schon kochte in ihm der Zorn –: „Du lügst also! Wo warst du wirklich?“ Im gleichen Augenblick fiel ihm ein, daß heute Mittwoch war, ein Tag, an dem der Koch frei war – und sein Verdacht ergriff nun etwas Wirkliches, eine lebendige Gestalt. Schreckliche Bilder rollten blitzschnell durch Tarabas Gehirn. Schon ballte er die Faust und stieß sie Katharina in die Rippen. Sie taumelte, verlor den Hut und ließ das Handtäschchen fallen. Dieses hob Tarabas hastig auf, durchwühlte es, fortwährend die Frage wiederholend, wo denn der Brief vom Vater sei. Der Brief fand sich nicht. „Ich muß ihn verloren haben! Ich war so aufgeregt!“ lallte Katharina, und in ihren Augen standen große Tränen. „So, verloren!“ brüllte Tarabas.

Schon wurden einige Passanten aufmerksam und blieben stehen. Jetzt trat der Wirt aus der Bar. Er legte den linken Arm zum Schutz um Katharina und schob sie hinter sich; den rechten streckte er gegen Tarabas und rief: „Machen Sie vor meinem Geschäft keinen Skandal! Scheren Sie sich weg! Ich verbiete Ihnen hier den Aufenthalt!“ Tarabas erhob die Faust und ließ sie mitten in das Angesicht des Wirtes sausen. Ein winziger Blutstropfen zeigte sich an der breiten Nasenwurzel des Wirtes, floß die Wange hinunter, wurde ein schmaler, roter Streifen. Ein schöner Schlag, dachte Tarabas, sein Herz freute sich und füllte sich mit noch heißerem Grimm. Das Blut, das er vergossen hatte, entzündete seine Lust, noch mehr Blut zu sehn. Es war, als ob der Wirt erst in dem Augenblick, in dem sein Blut zu fließen begonnen hatte, sein

wirklicher, großer Feind geworden wäre, der einzige Feind, den es im gewaltigen, steinernen New York gab. Als nun der Feind in die Tasche griff, nach einem Tuch suchend, das Blut zu trocknen, vermeinte Tarabas, der Wirt suche nach einer Waffe. Deshalb stürzte sich Tarabas auf ihn, biß sich mit gekrallten Händen an seinem Halse fest, würgte, bis der Wirt niederfiel, mit dem Kopf gegen die gläserne Tür der Bar. Ein ungeheurer Lärm erfüllte Tarabas Kopf. Das Splittern und Krachen des Glases, der dumpfe Aufschlag des feindlichen Körpers, der gemeinsame Schrei gaffender, belustigter und zugleich erschrockener Passanten, der Kellnerinnen und Gäste vereinigte sich zu einem Ozean aus schrecklichen Geräuschen. Mit dem Wirt zusammen, die Hände an dessen mächtigem Hals, war auch Tarabas hingefallen. Er fühlte des Wirtes gespannten muskulösen Bauch durch Rock und Weste. Der geöffnete Mund des Feindes zeigte den roten Rachen, den blaßgrauen Gaumen, darinnen sich die Zunge bewegte wie ein seltsames Tier, das blendende Weiß der kräftigen Zähne. Tarabas sah den perlenden Schaum an den Mundwinkeln, die bläulich angelaufenen Lippen, das aufwärtsgereckte Kinn. Eine unbekannte Faust faßte Tarabas plötzlich am Nacken, kniff ihn, würgte ihn, hob ihn hoch. Dem Schmerz und der Gewalt konnte er nicht widerstehen. Seine Faust wurde locker. Er sah sich nicht mehr um. Er sah überhaupt nichts mehr. Furcht erfüllte ihn plötzlich. Mit kräftigen Stößen zerteilte er die Menge, Lärm noch im Ohr, unbestimmten, riesigen Schrecken in der Brust. Mit großen Sprüngen setzte er über die Straße, Verfolger und Rufe und den schrillen Pfiff eines Polizisten hinter sich. Er lief. Er fühlte sich laufen. Er lief, als hätte er zehn Beine, eine großartige Kraft in Schenkeln und Füßen, die Freiheit vor Augen, den Tod im Rücken. In eine Seitenstraße lief er und warf einen Blick zurück. Kein Mensch mehr hinter ihm. Er rettete sich in ein dunkles Tor, kauerte hinter der Stiege, sah und hörte die Schar seiner Verfolger am Haus vorbeirennen. Leute kamen die Treppe herunter. Er hielt seinen Atem an. Eine Ewigkeit, so dünkte es ihn, hockte er still. – Es war wie in einem Grab. In einem Sarg hockte er. Ein Säugling jammerte irgendwo. Kinder schrien im Hof. Diese Stimmen beruhigten Tarabas. Er rückte das Hemd, den Anzug, die Krawatte zurecht. Er stand auf und ging sachte ans Haustor. Die Straße hatte ein gewöhnliches Aussehen. Tarabas verließ das Haus. Schon war der Abend da. Schon brannten die Laternen, und die Fenster der Läden waren schon hell erleuchtet.

II

Tarabas bemerkte bald zu seinem Schrecken, daß er im Begriffe war, sich wieder der Bar zu nähern. Nun kehrte er um, bog um die Ecke, verlor sich in einer Seitenstraße, war überzeugt, daß er die linke Richtung einhalten müsse, und erkannte ein paar Sekunden hierauf, daß er im Rechteck herumgegangen war und sich nun zum zweitenmal in der Nähe der Bar befand. Unterdessen hielt er, wie es seine Art war, Ausschau nach einem der Zeichen, die Glück oder Unheil bringen konnten, einem Schimmel, einer Nonne, einem rothaarigen Menschen, einem rothaarigen Juden, einer Greisin, einem Buckligen. Da sich kein einziges Zeichen begab, beschloß er, anderen Dingen schicksalhafte Bedeutung zuzutrauen. Er begann, Laternen und Pflastersteine zu zählen, die kleinen, viereckigen Netzlöcher der Kanalgitter, die geschlossenen und die offenen Fenster dieser und jener Häuser und die Zahl seiner eigenen Schritte von einem bestimmten Punkt der Straße aus bis zum nächsten Übergang. Also beschäftigt mit der Prüfung verschiedenartigster Orakel, gelangte er vor eines jener langen, schmalen und wohlthätig dunklen Kinotheater, die damals noch „Bioskope“ oder „Kinematographen“ hießen und manchmal die ganze Nacht bis zum Morgengrauen ihr vielfältiges Programm abrollen ließen, ohne Unterbrechung. Weil es Tarabas nun vorkam, daß dieses Theater vor ihm plötzlich auftauchte (und nicht, daß er davorgelangen war), nahm er es als ein Zeichen, kaufte eine Karte und betrat den finsternen Raum, geleitet von der gelblichen Lampe des Billetteurs.

Er setzte sich – und zwar nicht, wie er es sonst gewohnt war, auf einen Eckplatz, sondern in die Mitte, zwischen die anderen, nahe der Leinwand, obwohl er hier die Bilder weniger genau sehen konnte. Er war aber entschlossen, seine ganze Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Leinwand zu schenken. Dies wollte ihm eine Zeitlang nicht gelingen, sei es, weil er gerade in die Mitte der Handlung geraten war, sei es, weil er zu nahe der Leinwand Platz genommen hatte. Er mußte den Kopf recken, weil die Reihe, in der er saß, viel zu tief gelegen war, und bald schmerzte ihn der Nacken. Allmählich nahm ihn die Handlung gefangen, deren Anfang er

zu erraten versuchte, als hätte er eines der Rätsel zu lösen, die in den illustrierten Zeitschriften standen und mit denen er sich oft die Stunden zu vertreiben pflegte, in welchen er auf Katharina warten mußte. Nunmehr erkannte er, daß es auf der Leinwand um das Schicksal eines sonderbaren Mannes ging, der unschuldig, und sogar aus edlen Gründen, nämlich um eine schutzlose Frau zu verteidigen, ein Verbrecher geworden war, ein Mörder, Dieb und Einbrecher – und der, unverstanden von der schutzlosen Dame, deretwegen er so viel Grausiges verübt hatte, ins Gefängnis kam in eine fürchterliche Zelle, zum Tode verurteilt wurde und zum Schafott schließlich geführt. Als man ihn, wie es üblich ist, nach seinem letzten Wunsch fragte, bat er um die Erlaubnis, mit seinem Blut den Namen der Geliebten an die Zellenwand malen zu dürfen, und um das Versprechen der Behörde, daß sie niemals diesen Namen auslöschen lassen würde. Er schnitt sich mit dem Messer, das ihm der Henkersknecht geliehen hatte, in die linke Hand, tauchte den rechten Zeigefinger in das Blut und schrieb an die steinerne Wand der Zelle den süßesten aller Namen: „Evelyn“. Die ganze Geschichte spielte, wie an den Kostümen zu erkennen war, nicht in Amerika, auch nicht in England, sondern in einem der sagenhaften Balkanländer Europas. Unbewegt starb der Held auf dem Schafott. Die Leinwand wurde still und leer. Das angenehme Surren des Apparates verstummte, ebenso das Klavier, das die Dramen begleitete. Ein paar Augenblicke war Tarabas der Überlegung überlassen, ob das Stück, das er gesehen hatte, einen so deutlichen Hinweis auf sein eigenes Erlebnis bedeuten mochte, daß er es als eines der besonderen Zeichen nehmen dürfe, die ihm, seiner Meinung nach, der Himmel zu schicken pflegte. Gewiß war jedenfalls ein Zusammenhang zwischen ihm und dem Helden vorhanden, zwischen Katharina und Evelyn. Ehe Tarabas noch dazu gelangen konnte, diesen Zusammenhang genauer festzustellen, belichtete sich wieder die Leinwand, und ein neuer Film begann.

Der behandelte eine biblische Geschichte, nämlich die Art, wie Dalila Simson die Haare abschnitt, um ihn schwach zu machen und gefügig den Philistern. War Tarabas bereits unter dem Einfluß des vorigen Stückes geneigt gewesen, sich der irdischen Gerechtigkeit zu überliefern und das heldenmütige Geschick zu erleiden, das ihn dem Mann auf dem Schafott anzunähern geschienen hatte, so wurde er jetzt durch die Gestalt Simsons, der noch als Geblendeter Rache an den Philistern und an Dalila nahm, verführt, sich eher den viel heroischeren Tod Simsons zu wünschen. Und, eine Beziehung herstellend zwischen Dalila und Katharina, begann er, die beiden zu verwechseln. Er überlegte, auf welche Weise es möglich wäre, unter den gänzlich von den biblischen verschiedenen amerikanischen Umständen an der Welt der Philister Rache zu nehmen, nach der Art des jüdischen Helden. Mußte es doch auch in New York Wunder geben wie im alten Lande Israel. Und mit Hilfe Gottes, der wahrscheinlich ein Gönner Tarabas war, konnte man die mächtigen Säulen der Gefängnisse und Gerichte stürzen. Kraft fühlte Tarabas in seinen Muskeln. Ein starker Glaube lebte in seinem Herzen. Er war Katholik. Lange schon hatte er nicht mehr die Kirche besucht. Als junger Mann und Student, der Revolution ergeben, hatte er dem gefürchteten Gott seiner Kindheit den Gehorsam und den Glauben gekündigt und war kurz hierauf dem Aberglauben an Schornsteinfeger, Schimmel und rothaarige Juden anheimgefallen. Aber immer noch hegte und liebte er die Vorstellung von einem Gott, der die Gläubigen nicht verließ und der die Sünder liebte. Gewiß: Gott liebte ihn, Nikolaus Tarabas. Er war entschlossen, nach dem Ende des Programms sich der irdischen Gerechtigkeit zu stellen, in frommer Zuversicht auf die himmlische Gnade.

Allein, Müdigkeit überfiel ihn – und außerdem begann das Programm von neuem. Tarabas blieb sitzen, während vor, hinter ihm und neben ihm die alten Zuschauer gingen und neue Zuschauer kamen. Fünfmal sah er das Programm des Kinematographen ablaufen. Endlich kam der Morgen, und man schloß das Haus.

III

Es hatte in der Nacht geregnet. Der Morgen war frisch, die Pflastersteine waren noch naß. Sie trockneten aber schnell im herben, beständigen Morgenwind. Schon ratterte der Spritzwagen durch die Straßen und netzte das Pflaster aufs neue.

Tarabas beschloß, sich dem ersten Polizisten auszuliefern, der ihm begegnen würde. Da aber vorläufig keiner kam, überlegte Tarabas, daß es günstiger wäre, erst den dritten anzusprechen – und zwar der Zahl Drei wegen, die ihm immer Glück gebracht hatte. Ob der Wirt tot war oder am Leben, hing höchstwahrscheinlich davon ab.

Der erste Polizist überholte Tarabas. Es war eigentlich keine Begegnung. Jene, die ihm Angesicht in Angesicht entgegenkamen, waren für Tarabas Begegnungen. Nun kam einer, schlenkernd mit dem Gummiknüppel, morgenmüde und gähmend: der erste also. Um die Begegnung mit dem zweiten so lange wie möglich hinauszuschieben, bog Tarabas in die nächste Seitengasse. Aber hier stieß er auf einen andern, der munter und jugendlich aussah, als hätte er soeben erst den Dienst angetreten. Tarabas lächelte ihm zu und kehrte sofort um. Nicht vor dem Gesetz, das ihn bereits verfolgen mochte, fürchtete er sich, sondern davor, daß die Prophezeiung schneller erfüllt werden könnte, als er gedacht hatte. Nun bleibt mir noch der letzte, dachte Tarabas, und dann ist alles in Gottes Hand!

Auf der Hauptstraße aber, in die er zurückgekehrt war, zeigte sich wohl eine halbe Stunde lang kein Polizist mehr. Schon begann Tarabas, sich geradezu nach einem dritten zu sehnen. In dem Augenblick aber, in dem einer auftauchte, am äußersten Ende der breiten Straße und in deren Mitte – und der schwarze Helm ragte gegen das tiefe Grün des Parks, der die Straße abschloß –, in diesem Augenblick erscholl die helle Stimme eines der ersten Zeitungsjungen von New York.

„Krieg zwischen Österreich und Rußland!“ schmetterte die Stimme des Jungen. – „Krieg zwischen Österreich und Rußland!“ – „Krieg zwischen Österreich und Rußland!“

Der Polizist kam heran und blickte in die morgenfrische Zeitung, Tarabas über die Schulter.

„Es ist Krieg“, sagte Tarabas zum Polizisten, „und ich werde in diesen Krieg gehn!“

„Dann kommen Sie auch lebendig zurück!“ sagte der Polizist, hob die Hand an den Helm und entfernte sich.

Tarabas lief ihm nach und fragte, wie man am raschesten zur russischen Botschaft komme. Hierauf, nachdem ihm Auskunft zuteil geworden, rannte er, mit langen Schritten, der Botschaft entgegen, dem Krieg entgegen. Und Katharina, der Wirt und seine Missetat waren ausgelöscht und vergessen.

IV

Angesichts des gewaltigen Hafens von New York, der großen, bräutlich-weißen Schiffe, vor dem ewigen Anschlag eintöniger, dunkelgrüner Wellen an Planke und Stein, dem Gewoge der Träger, der Matrosen, der Beamten, der Zuschauer, der Händler, verlor Nikolaus Tarabas vollends die Erinnerung an den vorhergegangenen Tag. Die Herzen kühner, törichter und leicht berauschter Menschen sind unergründlich; nächtliche Brunnen sind es, in denen die Gedanken, die Gefühle, die Erinnerungen, die Ängste, die Hoffnungen, ja die Reue selbst versinken können und zeitweise auch die Furcht vor Gott. Tief und dunkel, ein wahrer Brunnen, war Nikolaus Tarabas Herz. In seinen großen, hellen Augen aber leuchtete die Unschuld.

Immerhin: als er das Schiff bestieg, kaufte er alle Zeitungen, die in der letzten Stunde erreichbar waren, um nachzulesen, ob sich nicht doch irgendeine Nachricht von dem Mord eines gewissen Tarabas an einem gewissen Wirt einer bestimmten Bar fände. Es war, als suchte

Tarabas nach dem Bericht eines Vorgangs, dessen Zeuge lediglich er gewesen wäre. Wichtiger schien ihm das Schiff, die Kabine, die er bewohnen sollte, schienen ihm die merkwürdigen Passagiere, die es führen mochte, der Krieg und die Heimat, denen er entgegenfuhr. Den heimatlichen Feldern fuhr er entgegen, dem Geschmetter der Lerchen, dem Gewisper der Grillen, dem süßlichen Duft brutender Kartoffeln auf den Äckern, dem silbernen Staketenzaun, ringsum geschlungen um das väterliche Gehöft wie ein geflochtener Ring aus Birkenholz, dem Vater, der Nikolaus früher grausam erschienen war und nach dem er sich jetzt wieder sehnte. In zwei mächtigen, schwarzgrauen Hälften lag der Schnurrbart des Vaters über dem Mund, eine gewaltige Kette aus struppigem Haar, oft im Laufe des Tages gebürstet und gekämmt, natürliches Abzeichen häuslicher Allgewalt. Sanft und blond war Tarabas Mutter. Liebling des Vaters waren die zwölfjährige Lusja gewesen und die Cousine, Tochter des frühverstorbenen, sehr reichen Onkels Maria. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, oft im Streit mit Nikolaus Tarabas, zanksüchtig und hübsch. Alles lag weit, unsichtbar noch, aber schon fühlbar, hinter den dunkelgrünen Wogenkämmen des Ozeans und weiter, dort, wo er sich dem Himmel entgegenwölbte, um sich mit ihm zu vereinigen.

In den Zeitungen stand nichts von einem Mord an einem Barwirt. Tarabas warf sie, alle auf einmal, ins Meer. Wahrscheinlich war der Wirt nicht gestorben. Eine kleine Schlägerei war es gewesen, nichts mehr. In New York und in aller Welt kamen täglich tausende dergleichen vor. Als Tarabas sah, wie Wind und Wasser die Zeitungen davontrugen, dachte er, nun sei Amerika endgültig erledigt. Eine Weile später fiel ihm Katharina ein. Er war gut zu ihr gewesen, sie hatte ihm die Heimat ersetzt – und ihn nur ein einziges Mal belogen. Glücklicherweise war Tarabas in diesem Augenblick. (Glück allein konnte seine Großmut wecken.) Möge sie sehen, dachte er, was ich für ein Mann bin und was sie an mir verloren hat. Trauern wird sie um mich, vielleicht wird sie auch, wenn es wahr ist, was sie mir erzählt hat, ihren kranken Vater besuchen. Trauern soll sie jedenfalls um mich! Und er ging hin und schrieb ein paar Zeilen an Katharina. Der Krieg rief ihn. Ausharren möchte Katharina. Treue erwarte er von ihr. Geld schickte er ihr eben. Und er schickte ihr in der Tat fünfzig Rubel, die Hälfte des Reisegeldes, das er von der Botschaft bekommen hatte.

Erleichtert (und auch ein wenig stolz) betrieb er dann weiter den Müßiggang eines Schiffspassagiers, spielte Karten mit Fremden, führte Gespräche ohne Sinn; sah die hübschen Frauen oft mit begierigen Augen an, und kam es mit einer von ihnen zu einer Unterhaltung, vergaß er nicht, zu erwähnen, daß er als russischer Leutnant der Reserve in den Krieg ziehe. Hie und da glaubte er auch in den Augen der Frauen Bewunderung – und Verheißungen – zu lesen. Aber dabei ließ er es bewenden. Die Seereise behagte ihm. Sein Appetit war mächtig, sein Schlaf ausgezeichnet. Cognac und Whisky trank er viel. Auf dem Meere vertrug man sie weitaus besser als zu Lande.

Gebräunt, gekräftigt, neugierig auf die Heimat und begierig auf den Krieg, verließ Tarabas eines Morgens im Hafen von Riga das Schiff.

V

Er mußte nach Cherson einrücken, zum Kader seines Regiments. Mit ihm verließen zwei junge Männer das Schiff, Soldaten, Offiziere. Er hatte sie während der Seefahrt nicht gesehen. Nun fragte er sie, ob sie auch einrückten. Jawohl, sagten sie, in die Petersburger Garnison; sie seien aber aus Kiew. Wäre man einmal beim Regiment, wer weiß, ob man da noch Urlaub bekäme, die Heimat zu sehn. Also führen sie zuerst nach Hause, und dann erst zum Regiment. Sie rieten ihm, das gleiche zu tun.

Dies leuchtete Tarabas ein. Der Krieg hatte eine brüderliche Ähnlichkeit mit dem Tode bekommen. Wer weiß, ob man da noch Urlaub erhielt – sagten die beiden. In Tarabas Zimmer, im Schrank, hing die Uniform, die er liebte, ähnlich liebte wie Vater, Mutter, Schwester und Haus. Dank seinen Beziehungen und seinem Geld war es dem alten Tarabas gelungen, die Gnade des Zaren anzurufen und dem Sohn die Charge eines Leutnants zu erhalten – ein paar

Monate schon, nachdem der unselige Prozeß vergessen worden war. Dies erschien Nikolaus Tarabas nur selbstverständlich. Seiner Meinung nach war er es, der dem Zaren die Gnade erwies, im Dreiundneunzigsten Infanterieregiment als Leutnant zu dienen. Es wäre ein schwerer Schaden der russischen Armee widerfahren, wenn man Tarabas degradiert hätte.

Tarabas stieg also in den Zug, der in seine Heimat fuhr. Er kündigte seine Ankunft nicht an. Überraschungen zu erleben, Überraschungen zu bereiten war seine Lust. Wie ein Befreier wollte er heimkommen! Wie mochten sie sich fürchten, so nahe der Grenze! Sicherheit und Sieg wollte er ihnen bringen!

Frohgemut ließ sich Tarabas im überfüllten Zug nieder, gab dem Schaffner ein überraschendes Trinkgeld, erklärte, er sei ein „besonderer Kurier“ in besonderen Angelegenheiten des Kriegs, schob den Riegel vor und betrachtete mit Wollust die Passagiere, die, trotz ihrem unbestreitbaren Recht, in seinem Kupee Platz zu nehmen, dennoch im Korridor stehen mußten. Eine außergewöhnliche Zeit, die Leute hatten die Pflicht, sich mit ihr abzufinden und einem außergewöhnlichen „Kurier des Zaren“ die Bequemlichkeit zu lassen, die für seine besondere Aufgabe unentbehrlich war. Von Zeit zu Zeit ging Tarabas in den Korridor, musterte hochmütig die Armen, die da stehen mußten, zwang die Müden, die auf ihren umgestülpten Koffern saßen, aufzustehn und ihm Platz zu machen, stellte befriedigt fest, daß alle ohne Widerspruch seinem blitzblauen Auge gehorchten und ihn sogar mit einigem Wohlgefallen ansahen, und mit übertriebener Strenge gab er dem Schaffner, so daß es alle hören konnten, Befehle, Tee zu kochen und dies und jenes von den Stationen zu holen. Manchmal riß er die Kupeetür auf und beschwerte sich über die allzu lauten Gespräche der Passagiere im Korridor. Sie brachen in der Tat sofort ihre Unterhaltungen ab, wenn sie Tarabas erblickten.

Befriedigt und belustigt von der eigenen Klugheit wie von der Torheit der anderen, verließ Nikolaus Tarabas den Zug am Morgen nach einem ungestörten, gesunden Schlaf. Kaum zwei Werst trennten ihn noch vom väterlichen Hause. Freilich erkannten und begrüßten ihn der Stationschef, der Portier, die Gepäckträger. Auf ihre herzlichen Fragen erwiderte er mit amtlicher Geschäftigkeit, er sei in allerwichtigstem und allerhöchstem Auftrag aus Amerika zurückberufen worden, immer den gleichen Satz wiederholend, ohne das freundliche Lächeln zu verlieren und den Glanz seiner blitzblauen Kinderaugen. Als ihn der und jener fragte, ob er zu Hause angekündigt worden sei, legte Tarabas einen Finger an den Mund. Also gebot er Schweigen und weckte Respekt. Und als er sich ohne Gepäck, so, wie er New York verlassen hatte, vom Bahnhof entfernte und den schmalen Landweg einschlug, der zum Hause des Geschlechtes Tarabas führte, legte einer der Beamten nach dem anderen den Finger an den Mund, genauso, wie es Tarabas getan hatte, und alle glaubten sie zu wissen, daß Tarabas, ihnen seit seiner Kindheit vertraut, ein großes Staatsgeheimnis mit sich trage.

Um die Stunde, in der man, wie er wußte, zu Hause Mittag aß, kam Nikolaus an. Er ging, um die „Überraschung“ vollkommen zu machen, nicht den breiten Weg hinan, der zu seinem Hause führte und den die schlanken, zarten und so lang entbehrten Birken zu beiden Seiten begleiteten, sondern über den feuchten, schmalen Pfad zwischen den breiten Sümpfen, den die vereinzelt Weiden, zuverlässige Wegweiser, bezeichneten und der im halben Bogen hinter das Haus führte und unter dem Fenster Nikolaus Tarabas endete. Im Dachgiebel lag sein Zimmer. Wildes Weinlaub, alt schon, feste und biegsame Ruten, von hartem Draht durchflochten, wucherten an der Wand, bis zu den grauen Schindeln des Daches. Statt der Stiege die Weinlaubruten zu benutzen war für Tarabas eine Kleinigkeit. Das Fenster – mochte es auch geschlossen sein – mit einem seit der Kindheit geübten Griff zu lockern und lautlos aufzustoßen schien ihm ebenso leicht. Er zog die Schuhe aus und steckte sie in die Rocktaschen, wie er in der Kindheit getan hatte. Und, gewandt, ohne Laut, wie er es als Knabe gewohnt gewesen, klomm er die Wand empor; zufällig war das Fenster offen; einen Augenblick später stand er in seinem Zimmer. Er schlich zur Tür und schob den Riegel vor. Der Schlüssel steckte noch im Schrank. Man mußte sich sachte mit der Schulter gegen den Schrank lehnen, wollte man verhüten, daß er knarre. Jetzt war er offen. Säuberlich über Bügeln hing die Uniform. Tarabas legte den Zivilanzug ab. Er zog die Uniform an. Den Säbel befreite er mit geschwinden Händen von der papierenen Hülle. Der Gürtel knarrte. Schon war Tarabas

gerüstet. Er ging auf Zehen die Treppe hinunter, klopfte an die Tür des Speisezimmers und trat ein.

Vater und Mutter, die Schwester und die Cousine Maria saßen auf ihren gewohnten Plätzen. Man aß Kascha.

Zuerst begrüßte er den langentbehrten heißen Duft dieser Speise, einen Duft aus gerösteten Zwiebeln und gleichzeitig eine Wolke gewordene selige Erinnerung an Feld und Getreide. Zum erstenmal, seitdem er das Schiff verlassen hatte, verspürte er wieder Hunger. Hinter dem leisen Dunst, der aus der vollen Schüssel in der Mitte des Tisches aufstieg, verschwammen die Gesichter der Familie. Sekunden später erst bemerkte Tarabas ihr Erstaunen, vernahm er erst das Klirren der hingelegten Bestecke, das Geräusch der rückenden Stühle. Als erster stand der alte Tarabas auf. Er breitete die Arme aus. Nikolaus eilte ihm entgegen und konnte nicht umhin, zwei, drei Körner der langentbehrten Speise im Schnurrbart des Vaters zu bemerken. Dieser Anblick verminderte beträchtlich die Zärtlichkeit des Jungen. Nachdem sie sich geräuschvoll geküßt hatten, begrüßte Nikolaus die Mutter, die sich eben schluchzend erhob, die Schwester, die ihren Platz verließ und rings um den Tisch ging, den Bruder zu erreichen, und die Cousine Maria, die sich ihm, der Schwester folgend, langsamer näherte. Nikolaus umarmte sie. „Ich hätte dich niemals erkannt“, sagte er zu Maria. Durch das feste Tuch seiner Uniform spürte er ihre warme Brust. In diesem Augenblick begehrte er die Cousine Maria so heftig und ungeduldig, daß er den Hunger vergaß. Die Cousine huschte nur mit gespitzten, kühlen Lippen über seine Wange. Der alte Tarabas rückte einen Stuhl herbei und hieß den Sohn, sich an seine Rechte zu setzen. Nikolaus setzte sich. Er lechzte wieder nach der Kascha. Er sah gleichzeitig Maria an und schämte sich seines Hungers. „Hast du gegessen?“ fragte die Mutter. „Nein!“ sagte Nikolaus; fast rief er es.

Man schob ihm Teller und Löffel hin. Während er aß und erzählte, wie er gekommen, ungesehen in sein Zimmer geklettert war und die Uniform angezogen hatte, beobachtete er die Cousine. Sie war kräftig, ein beinahe gedrungenes Mädchen. Ihre zwei braunen Zöpfe hingen züchtig und zuchtlos zugleich über ihre Schultern und begegneten einander, unter dem Tischtuch, wahrscheinlich im Schoß. Manchmal nahm Maria die Hände vom Tisch und spielte mit den Enden ihrer Zöpfe. In ihrem jungen, bäuerlichen, gleichgültigen und ausdruckslosen Angesicht fielen die sanften, schwarzen, seidigen, langen und aufwärtsgebogenen Wimpern auf, zarte Vorhänge vor den halbgeschlossenen, grauen Augen. Auf ihrer Brust lag ein kräftiges, silbernes Kreuz. Sünde, dachte Tarabas: das Kreuz erregte ihn. Ein heiliger Wächter war es über der lockenden Brust Marias.

Hübsch, breitschultrig, schmalhüftig sah Tarabas in der Uniform aus. Man bat ihn, von Amerika zu erzählen. Man wartete: er schwieg. Man begann, vom Krieg zu sprechen. Der alte Tarabas sagte, der Krieg würde drei Wochen dauern. Nicht alle Soldaten fielen, und von den Offizieren stürben bestimmt nur wenige. Nun fing die Mutter zu weinen an. Darauf achtete der alte Tarabas keineswegs. Als gehörte es zu den selbstverständlichen Eigenschaften einer Mutter, Tränen zu vergießen, dieweil die anderen essen und sprechen, hielt er weitläufige Vorträge über die Schwäche der Feinde und die Stärke der Russen; und nicht für einen Augenblick wurde ihm klar, daß der finstere Tod schon seine hageren Hände über dem ganzen Lande kreuzte und auch über Nikolaus, seinem Sohn. Taub und stumpf war der alte Tarabas. Die Mutter weinte.

Der Staketenzaun aus silbernen Birkenknüppeln umringte noch das väterliche Gehöft; und es war gerade die Zeit, wo die Knechte die Apfelbäume schüttelten, die Mägde hoch hinauf in die Zweige krochen, um die Früchte zu pflücken und auch, um von den Knechten besser gesehen zu werden. Sie hoben die leuchtend roten Röcke und zeigten die weißen, starken Waden und die Schenkel. Die späten Schwalben flogen in großen, dreieckigen Schwärmen nach dem Süden. Die Lerchen schmetterten immer noch, unsichtbar im Blau. Offen standen die Fenster. Und man hörte das scharfe, schwirrende Singen der Sensen – man schnitt schon die letzten Halme von den Feldern – in größter Hast, wie der Vater erzählte. Denn die Bauern mußten einrücken, morgen, übermorgen oder in einer Woche.

All dies gelangte zum heimgekehrten Tarabas wie aus einer unendlichen Ferne. Er wunderte sich, daß Haus, Hof, Land, Vater und Mutter ihm näher gewesen waren im weiten, steinernen New York als hier, und obwohl er doch hierhergekommen war, sie zu umarmen und seinem Herzen nahe zu fühlen. Tarabas war enttäuscht. Daß sie ihn als heimgekehrten verlorenen Sohn begrüßen würden, als Retter und als Helden: so hatte er es sich ausgemalt. Man behandelte ihn allzu gleichgültig. Die Mutter weinte: aber so sei ihre Natur, meinte Tarabas. In New York hatte er eine andere Mutter gesehn, eine zärtlichere, verzweifelte Mutter, wie sie sein eitles Kinderherz brauchte. Hatte man sich während seiner langen Abwesenheit daran gewöhnt, das Haus Tarabas ohne den einzigen Sohn zu sehn? Eine Überraschung hatte er ihnen bereiten wollen, durchs Fenster war er gestiegen, immer noch harmlos wie als Knabe, die Uniform hatte er angezogen und war ins Zimmer getreten, so, als wäre er gar niemals in Amerika gewesen. Ihnen aber schien es ganz selbstverständlich, daß er so plötzlich daherkam!

Er aß, gekränkt, stumm und mit gutem Appetit. Er führte wortlos einen Löffel nach dem andern zum Mund, es war ihm, als äße er nicht selbst, als fütterte ihn ein anderer. Nun war er gesättigt. Mit einem Blick auf die Cousine Maria sagte er: „Ich muß also morgen früh abreisen. Ich muß spätestens übermorgen beim Regiment sein.“ Bat man ihn etwa zu bleiben? – Keineswegs! – „Recht, recht!“ sagte der Vater. Ein wenig heftiger schluchzte die Mutter auf. Unbewegt blieb die Schwester. Maria senkte die Augen. Das große Kreuz an ihrer Brust glänzte. Man erhob sich schließlich vom Tisch.

Am Nachmittag stattete Tarabas ein paar Besuche ab, beim Pfarrer, bei Gutsnachbarn. Er ließ einspannen. Und im Glanz seiner Uniform, eine großartige Erscheinung aus Blau und Silber, fuhr er, ein wenig fremd, durch das Grün und Gelb des Herbstes, mit der Zunge schnalzend – und sooft er irgendwo hielt, wendete er in einem eleganten und kühnen Bogen, die Zügel straffend, und die Pferde blieben stehen, wie erzene Pferde auf Monumenten. Das war immer schon Tarabas Art gewesen. Alle kleinen Bauern grüßten ihn, die Fenster öffneten sich, eine große, sonnendurchglänzte Staubwolke ließ er hinter sich. Seine Fahrt befriedigte ihn, auch gefiel ihm der Respekt, den man ihm überall unterwegs zollte. Dennoch glaubte er eine große, unbekannte Angst in den Gesichtern zu sehen. Der Krieg hatte noch nicht begonnen, und schon wohnte sein Schrecken in den Menschen. Und wenn sie Tarabas etwas Angenehmes sagen wollten, quälten sie sich, und sie sagten ihm nicht alles, was sie im Herzen trugen. Fremd war Tarabas in seinem Lande – der Krieg war hier heimisch geworden.

Der Abend kam. Tarabas zögerte, nach Hause zu fahren. Locker ließ er die Zügel und die Rosse im träumerischen Schritt. Als er den Anfang der Birkenallee erreichte, die geradeaus zum Hause führte, stieg er ab. Die Pferde kannten den Weg. Vor den großen Ställen, linker Hand vom Hause, blieben sie stehen und wieherten klug und gaben ihre Ankunft zu erkennen, und der Hofhund bellte, wenn der Knecht nicht sofort kam. Die Pferde allein hatten Tarabas erkannt. Zärtlichkeit erfüllte ihn, er streichelte die heißen, rostbraunen, glänzenden Leiber, legte seine Stirn an die Stirn jedes Tieres, atmete den Dunst ihrer Nüstern und fühlte die wohlige Kühle der ledernen Haut. In den großen, glänzenden Augen der Pferde glaubte er alle Liebe der Welt zu sehen.

Er schlug zum zweitenmal den Seitenweg ein, zwischen den Weiden, wie am Morgen. Die Frösche lärmten zu beiden Seiten, es roch nach Regen, obwohl der Himmel wolkenrein war und die herbstliche Sonne in glänzender Reinheit unterging. Sie blendete ihn. Er mußte den Blick senken, um auf den Weg zu achten, den Pfad nicht zu verlieren. Also sah er nicht, daß ihm jemand entgegenkam. Überrascht nahm er einen Schatten dicht vor seinen Füßen wahr, ahnte im Nu, wem er gehörte, blieb stehen. Maria kam ihm entgegen. Sie hatte ihn also vermißt. Die hochgeschnürten Stiefel setzte sie zierlich und achtsam auf den schmalen Pfad. Es gelüstete Tarabas plötzlich, die vielfältig geflochtenen Schnüre aufzuschneiden. Wut und Wollust erfüllten ihn. Es gab kein Ausweichen. Er ließ Maria herankommen. Er legte einen Arm um sie und so, sorgfältig und hart aneinandergedrückt aus Angst vor dem Sumpf zu beiden Seiten (und auch aus Heimweh), berührten sich manchmal ihre Füße auf dem schmalen Pfad. Sie kehrten zurück

in den Wald. Späte Vögel riefen. Sie sprachen kein Wort. Sie umarmten sich plötzlich. Sie wandten sich, beide gleichzeitig, einander zu, umschlangen sich, taumelten und sanken auf die Erde.

Als sie aufstanden, blinkten die Sterne durch die Baumkronen. Es fröstelte sie. Sie klammerten sich aneinander und kehrten auf dem Hauptweg ins Haus zurück. Vor dem Eingang blieben sie stehen, küßten sich lange, als nähmen sie Abschied für immer. „Du gehst zuerst hinein“, sagte Tarabas. Es war der einzige Satz, der die ganze Zeit über zwischen beiden gefallen war.

Tarabas folgte langsam.

Man sammelte sich zum Abendessen. Wann er weg müsse, fragte der Alte den Sohn. Um vier Uhr morgens, sagte Nikolaus, damit er ja nicht den Zug versäume. Das hätte er also richtig vorausbedacht, sagte der Alte. Man trug das besondere Mahl auf, das er am Nachmittag angeordnet hatte: Grütze in dampfender Milch, gekochtes Schweinefleisch mit Kartoffeln, Wodka und hellen Burgunder dazwischen und weißen Schafkäse zum Beschluß. Man wurde laut. Der Alte fragte. Nikolaus erzählte von Amerika. Er erfand für den Augenblick eine Fabrik, in der er soeben zu arbeiten angefangen hatte, eine Fabrik. Dort stellte man Filme her. Eine recht amerikanische Fabrik. Als er, wie schon seit Wochen, jeden Morgen um fünf Uhr früh im Begriffe war, sich an seine Arbeitsstelle zu begeben, riefen die Zeitungsjungen die Nachricht vom Kriege aus – und also fuhr er dann geradewegs in die russische Botschaft. Einen Abend vorher hatte es noch zwischen ihm, Tarabas, und einem ekelhaften Barwirt eine Schlägerei gegeben. Der Wirt hatte ein unschuldiges Mädchen, wahrscheinlich seine Kellnerin, beschimpft und sogar angegriffen. Solche Menschen gab es in New York.

Selbst die gleichgültige Schwester horchte auf, als Nikolaus diese Geschichte erzählte, und immer wieder sagte die Mutter: „Gott segne dich, mein Junge!“ Tarabas selbst war überzeugt, daß er die pure Wahrheit erzählte.

Und man erhob sich. Man feierte im Stehen Abschied. Und der alte Tarabas sagte, daß man den Sohn in vier Wochen wiedersehen werde. Und alle küßten ihn. Er wollte morgen früh niemanden mehr sehn. Maria küßte ihn flüchtig. Die Mutter hielt ihn eine Weile in den Armen und wiegte ihn so im Stehen. Vielleicht erinnerte sie sich an die Zeit, in der sie ihn noch im Schoß gewiegt hatte.

Das Gesinde kam. Mit jedem, Knecht und Magd, tauschte Nikolaus den Abschiedskuß.

Er ging in sein Zimmer. Er legte sich, so wie er war, Schlamm an den Stiefeln, aufs Bett. Er schlief wohl eine Stunde, erwachte dann infolge eines unbekanntes Geräusches, sah, daß seine Tür offen war, ging hin, um sie zu schließen. Ein Windstoß hatte sie geöffnet. Auch das Fenster gegenüber war offen.

Er konnte nicht mehr einschlafen. Es kam ihm in den Sinn, daß es nicht just der Wind gewesen sein mußte. Hatte Maria versucht, ihn wiederzutreffen? – Warum schlief sie nicht mit ihm, in der letzten Nacht, die er in diesem Hause verbrachte? Ihr Zimmer kannte er. Im Hemd lag sie nun, das Kreuz über dem Bett. (Es schreckte ihn ein wenig.)

Er öffnete die Tür. Er ließ sich mit beiden Händen das Geländer der Treppe hinuntergleiten, um nicht mit den schweren Stiefeln die Stufen zu betreten. Jetzt öffnete er Marias Tür. Er riegelte sie ab. Er blieb eine Weile reglos. Dort war das Bett, er kannte es, als Knabe hatte er mit Maria und der Schwester die Laken abgezogen, um Leichenzug zu spielen. Eines nach dem anderen hatten sie sich totgestellt. Durch das große Rechteck des Fensters leuchtete die hellblaue Nacht. Tarabas trat ans Bett. Die Diele knarrte, und Maria fuhr auf. Halb noch im Schlaf und ganz vom Schrecken gefangen, breitete sie die Arme aus. Sie empfing Tarabas, so wie er war, gerüstet und gestiefelt, fühlte mit Wonne seine harten Bartstoppeln auf dem Angesicht und haschte mit ungelinken Händen nach seinem Nacken.

Satt, herrisch und lärmend erhob er sich. Sanft und schon ein wenig ungeduldig legte er Marias Hände, die sie ihm entgegenstreckte, auf das Bett zurück. „Du gehörst mir!“ sagte Tarabas; „wir heiraten, bis ich zurückkomme. Du bist treu. Du siehst keinen Mann an. Leb wohl!“ – Und er verließ das Zimmer, ging, ohne auf den Lärm zu achten, den er verursachen mochte, die Treppe hinauf, um seine Sachen zu holen.

Oben, in der Stube, saß der alte Tarabas. Man spionierte also, dachte Nikolaus im Nu. Man spionierte mich aus. Der alte Grimm gegen den Vater erwachte wieder, der Grimm gegen den Alten, der einen grausam vertrieben hatte, in das grausame New York. Der Vater erhob sich, sein Schlafrock klaffte auseinander, man sah das Bauernhemd und die langen Schläuche der Unterhosen aus Sackleinenwand, zusammengebunden über den mächtigen Knöcheln. Mit beiden Händen ergriff der Vater Nikolaus an den Epauletten. „Ich degradiere dich!“ sagte der Alte. Oh, man kannte diese Stimme sehr gut, sie war nicht lauter als gewöhnlich. Nur der Adamsapfel bewegte sich auf und nieder, heftiger als sonst und in den Augen stand der kalte Zorn, Zorn aus blankem Eis. Jetzt geschieht was, dachte Nikolaus, die Angst um seine Epauletten verwirrte ihn. „Laß los!“ schrie er. Im nächsten Augenblick sauste die väterliche Hand gegen seine Wange. Nikolaus wich zurück, indes der Alte den Schlafrock wieder zusammenraffte.

„Wenn du gesund heimkehrst, heiratest du!“ sagte der Alte. „Und nun geh! Sofort! Verschwinde!“

Tarabas griff nach Säbel und Mantel und wandte sich zur Tür. Er öffnete sie, zögerte einen Augenblick, kehrte noch einmal um und spuckte aus. Dann schlug er die Tür zu und hastete hinaus. Pferde, Knecht und Wagen erwarteten ihn schon, um ihn zur Bahn zu führen.

VI

Der Krieg wurde seine Heimat. Der Krieg wurde seine große, blutige Heimat. Von einem Teil der Front zum andern kam er. Er kam in friedliches Gebiet, setzte Dörfer in Brand, ließ die Trümmer kleiner und größerer Städte zurück, klagende Frauen, verwaiste Kinder, geschlagene, aufgehängte und ermordete Männer. Er kehrte um, erlebte die Unrast auf der Flucht vor dem Feind, nahm Rache im letzten Augenblick an vermeintlichen Verrätern, zerstörte Brücken, Straßen, Eisenbahnen, gehorchte und befahl, und alles mit gleicher Lust. Er war der mutigste Offizier in seinem Regiment. Patrouillen führte er mit der Vorsicht und Schlauheit, mit der die nächtlichen Raubtiere auf Beute ausgehen, und mit der zuversichtlichen Kühnheit eines törichteren Mannes, der seines Lebens nicht achtet. Mit Pistole und Peitsche trieb er seine zaghaften Bauern zum Sturm, den Mutigen aber gab er ein Beispiel: er lief ihnen voran. In der Kunst, unsichtbar, maskiert durch Pflanze, Baum und Strauch, geborgen von der Nacht oder in den morgendlichen Nebel gehüllt, sich an Drahtverhaue heranzuschleichen, um den Feind zu vernichten, erreichte ihn keiner. Karten brauchte er nicht zu lesen, die Geheimnisse jedes Terrains errieten seine geschärften Sinne. Verhüllte und entfernte Geräusche vernahm sein hurtiges Ohr. Flink ergriff sein wachsames Auge alle verdächtigen Bewegungen. Seine sichere Hand griff zu, schoß und verfehlte kein Ziel, hielt, was sie gefaßt hatte, schlug unerbittlich auf Gesichter und Rücken, ballte sich zur Faust mit grausamen Knöcheln, öffnete sich aber bereitwillig und mit stählerner Zärtlichkeit zu kameradschaftlichem Druck. Tarabas liebte nur seinesgleichen. Er wurde ausgezeichnet und zum Hauptmann befördert. Wer immer in seiner Kompanie Neigung zum Zaudern verriet, geschweige denn Feigheit, war sein Feind, wie der Feind, gegen den die ganze Armee kämpfte. Wer aber, wie Tarabas selbst, das Leben nicht liebte und den Tod nicht scheute, war der Freund seines Herzens. Hunger und Durst, Schmerz und Müdigkeit, durchwanderte Tage und Nächte ohne Schlaf stärkten sein Herz, erfreuten es sogar. Vollkommen außerstande, strategisches Talent zu beweisen und, was man in der Militärsprache „größere Aktionen“ nennt, zu begreifen, war er ein außerordentlicher Frontoffizier, ein ausgezeichnete Jäger auf kleinen Jagdabschnitten. Ja, ein Jäger war er, ein wilder Jäger war Nikolaus Tarabas.

Die schwere Trunkenheit lernte er kennen und die flüchtige Liebe. Vergessen waren Haus, Hof, Vater und Mutter und die Cousine Maria. Als er sich ihrer aller eines Tages erinnerte, war es zu spät, ihnen Nachricht zu geben; denn Tarabas Heimat war damals vom Feinde besetzt. Wenig bekümmerte ihn dies, der Krieg war seine große, blutige Heimat geworden. Vergessen waren New York und Katharina. Dennoch, in manchen Pausen, zwischen Gefahr und Gefecht, Trunkenheit und Nüchternheit, flüchtigem Rausch und flüchtigem Mord, ward es Tarabas sekundenlang (aber auch nur so lange) klar, daß er seit der Stunde, in der ihm die Zigeunerin auf dem New Yorker Jahrmarkt geweissagt hatte, als ein Verwandelter lebte, ein Verwandelter, ein Verzauberter und wie in einem Traum Befangener. Ach, es war nicht sein Leben mehr! – Zuweilen war es ihm, als sei er gestorben und das Leben, das er jetzt führte, bereits ein Jenseits. Doch verflogen diese Sekunden der Besinnung, und Tarabas versank aufs neue im Rausch des Blutes, das rings um ihn floß und das er fließen ließ, im Geruch der Kadaver, im Dunst der Brände und in seiner Liebe zum Verderben.

So ging er denn, so ließ er sich kommandieren, von Brand zu Brand, von Mord zu Mord, und nichts Böses widerfuhr ihm. Eine höhere Gewalt hielt Wacht über ihn und bewahrte ihn auf für sein merkwürdiges Leben. Seine Soldaten liebten ihn und fürchteten ihn auch. Seinem Blick gehorchten sie und dem leisesten Wink seiner Hand. Und lehnte sich einer unter ihnen gegen Tarabas Grausamkeit auf, so hielt fast keiner der anderen zu dem Empörer. Alle liebten sie Tarabas; und alle fürchteten sie ihn.

Auch Tarabas liebte seine Leute, in seiner Art liebte er seine Leute, weil er ihr Gebieter war. Er sah viele von ihnen sterben. Ihr Tod gefiel ihm. Es gefiel ihm überhaupt, wenn man rings um ihn starb, und wenn er, wie er auch mitten zwischen den Schlachten als einziger im Regiment zu tun gewohnt war, durch den Schützengraben ging, die Namen seiner Leute verlas und die Antwort „gefallen“ von den Kameraden hörte, so zeichnete er ein Kreuz in sein Notizbuch. In diesen Augenblicken genoß er manchmal die Vorstellung, er sei ja überhaupt selbst schon tot; alles, was er da erfuhr, geschähe im Jenseits; und die anderen, die Gefallenen, seien so gewiß in ein drittes Leben eingekehrt wie er selbst nunmehr in sein zweites.

Er wurde niemals verwundet und niemals krank; er bat auch niemals um einen Urlaub. Der einzige war er im Regiment, der keine Post bekam und keine erwartete. Von seinem Haus sprach er niemals. Und dies befestigte die Meinung, die man von ihm hatte, daß er ein gar Sonderbarer sei.

So verlebte er den Krieg.

Als die Revolution ausbrach, behielt er seine Kompanie ingrimmig in der Gewalt, mit Gebärden, Fäusten, Blick, Pistole und Stock. Es war nicht seine Sache, zu verstehen, was in der Politik vorging. Es kümmerte ihn nicht, ob der Zar abgesetzt war. In seiner Truppe war er selbst der Zar. Es war ihm nur angenehm, daß seine Vorgesetzten, der Stab, das Armeekommando, verworrene und widerspruchsvolle Befehle auszuteilen begannen. Er brauchte sich nicht um sie zu kümmern. Bald gewann er, weil er der einzige im ganzen Regiment war, den die Revolution nicht verwirrt und nicht verwandelt hatte, mehr Macht als der Oberst selbst. Er kommandierte das Regiment. Und er verlegte es nach seinem Gutdünken dahin und dorthin, führte selbständige Kämpfe, brach in gleichgültige Dörfer und Städtchen ein, frisch und munter wie in den ersten Wochen des Krieges.

Eines Tages – es war ein Sonntag – tauchte in seinem Regiment ein Soldat auf, den Tarabas noch niemals gesehen hatte. Zum erstenmal, seitdem er eingerückt war, erschrak er gewaltig vor einem ganz gewöhnlichen Infanteristen. Sie lagen in einem winzigen, halbzerschossenen galizischen Dorf. Der Hauptmann Tarabas hatte sich in einer der noch ziemlich gut erhaltenen Hütten einquartiert, die Nacht mit der vierzehnjährigen Tochter der Bäuerin verbracht, am Morgen bei seinem Burschen Kaffee mit Schnaps bestellt. Es war ein sonniger Tag, gegen neun Uhr morgens. In frischgewichsten Stiefeln, in gesäuberten, lederbespannten, breiten Reithosen, ein Reitstöckchen in der Hand, rasiert und mit dem ganzen Wohlgefühl ausgestattet, das einen Mann wie Tarabas nach einer wohligh verbrachten Nacht an einem

glänzenden Herbstmorgen erfüllen konnte, verließ der Hauptmann die Hütte und das Mädchen, das im Hemd vor der Tür hockte. Tarabas schlug es mit seiner Reitgerte zärtlich auf die Schulter. Das Mädchen erhob sich. Er fragte, wie es heiÙe: „Der Herr hat mich schon gestern abend nach meinem Namen gefragt“, sagte das Mädchen, „als ich ins Bett kam.“ In ihren winzigen, grünen, tief in die Wangen gebetteten Augen stand ein schelmisches und böses Feuerchen. Tarabas sah ihre junge Brust unter dem Hemd, ein dünnes Kettchen am Hals, dachte an das Kreuz, das Maria getragen hatte, und sagte, indem er ihren Scheitel mit der Reitpeitsche berührte: „Du heiÙt Maria, von nun ab, solange ich hierbleibe!“ „Jawohl, Euer Gnaden!“ sagte das Mädchen. Und pfeifend ging Tarabas von dannen.

Er war, wie gesagt, in herrlicher Laune. Mit seinem Reitstöckchen versuchte er, die blinkenden Fäden des Altweibersommers zu zerteilen. Es gelang ihm nicht; diese merkwürdigen Kreaturen aus Nichts schlangen sich vielmehr um das Stöckchen, umschmeichelten es geradezu. Auch dies gefiel Tarabas. Hierauf drehte er sich eine Zigarette aus dem Tabak, den er lose in der Tasche trug, und verlangsamte den Schritt. Er näherte sich dem Lager seiner Leute. Schon kam der Unteroffizier, ihm Bericht zu erstatten. Sonntag war heute. Die Soldaten lagen faul und matt an den Wiesenabhängen und auf den Stoppelfeldern. „Liegenbleiben!“ rief Tarabas, als er sich ihnen näherte. Trotzdem erhob sich einer, einer der ersten, vom Wegrand. Und obwohl dieser Soldat vorschriftsmäßig und sogar ehrerbietig grüÙte, unbeweglich wie ein Pfahl, lag in seiner ganzen Erscheinung für das Gefühl des Hauptmanns Tarabas etwas Widerspenstiges, Freches, etwas unbegreiflich Überlegenes. Nein, der war nicht von Tarabas Hand erzogen worden! Ein Fremder war's in dieser Kompanie!

Tarabas trat näher – und gleich darauf einen Schritt zurück. In diesem Augenblick begann die Glocke der kleinen griechischen Kirche zu läuten. Die ersten Bäuerinnen zeigten sich schon auf dem Weg, der zur Kirche führte. Sonntag war es. Tarabas bekreuzigte sich – immer den Blick auf den fremden Soldaten gerichtet. Und es war, als ob er aus Angst vor ihm das Kreuz geschlagen hätte. In diesem Augenblick nämlich sah er es deutlich: der fremde Soldat war ein rothaariger Jude. Ein rothaariger Jude. Rothaarig, Jude – und es war Sonntag!

Zum erstenmal, seitdem er zur Armee gekommen war, erwachte in Nikolaus Tarabas der alte Aberglaube wieder. Sofort wußte er auch, daß von diesem Augenblick an sein Schicksal sich verändern sollte. „Wie kommst du daher?“ fragte Tarabas. Der Soldat zog aus seiner Tasche ein Papier. Man ersah daraus, daß er von dem aufgeriebenen, zum Teil desertierten, zum Teil zu den Bolschewiken übergelaufenen Infanterieregiment Nummer zweiundfünfzig gekommen war. „Es ist gut!“ sagte der Hauptmann Tarabas. „Bist du Jude?“ „Ja!“ sagte der Soldat, „meine Eltern waren Juden! Ich aber kenne keinen Gott!“

Nikolaus Tarabas trat noch einen Schritt zurück. Er klopfte mit dem Reitstöckchen gegen die Stiefel. Der Rothaarige hatte grüngraue Augen und flammende, kurze Büschel darüber, statt der Brauen. „Also, ein Gottloser bist du!“ sagte der Hauptmann. „So, so!“

Er ging weiter. Der Soldat legte sich wieder an den Wegrand. Einmal noch wandte sich Tarabas um. Da sah er das rote Haar des Fremden zwischen dem spärlichen Grün des Abhangs leuchten; ein kleines Feuerchen an der grauen, staubigen Straße.

VII

Von diesem Tage an begann sich die Welt des Hauptmanns Tarabas zu verändern. Seine Leute gehorchten nicht mehr wie zuvor, schienen ihn weniger zu lieben und weniger zu fürchten. Und züchtigte er einen von ihnen, so verspürte er einen unerklärlichen, unsichtbaren, unhörbaren Groll in den Reihen. Die Männer sahen ihm nicht mehr gerade in die Augen. Eines Tages verschwanden zwei Unteroffiziere, die besten Leute des Regiments, die mit Tarabas seit dem ersten Tage gekämpft hatten. Ihnen folgten eine Woche später ein paar Infanteristen. Aber der rothaarige Gottlose entfernte sich nicht, der einzige, dessen Desertion der Hauptmann Tarabas ersehnte. Es war im übrigen ein Soldat ohne Makel. Pünktlich und gehorsam war er. Aber

selten erteilte ihm der Hauptmann Tarabas einen Befehl. Die anderen fühlten es. Ja, sie wußten es. Manchmal beobachtete Tarabas, daß der Rothaarige zu den Soldaten sprach. Sie hörten ihm zu, umringten ihn, lauschten. Tarabas rief einen Beliebigen zu sich. „Was erzählt er denn, der Rothaarige?“ „Geschichten!“ sagte der Soldat. „Was für Geschichten?“ „So, eben lustige Weibergeschichten!“ Und Tarabas wußte, daß der Mann log. Aber er schämte sich, daß man ihn belogen hatte, und er fragte nicht weiter.

Eines Morgens fand der Hauptmann bei seinem Burschen eine der bolschewistischen Broschüren, die er noch nie gesehen hatte. Er zündete sie mit einem Streichholz an, die Blätter brannten nur bis zur Hälfte ab, erloschen dann, und Tarabas warf sie wieder hin. Er beobachtete von nun an den Burschen aufmerksamer. „Stepan“, sagte er, „hast du mir nichts zu erzählen? – Wo ist deine Mundharmonika, Stepan, möchtest mir was vorspielen?“ „Hab' sie verloren, Euer Hochwohlgeboren!“ sagte Stepan, demütig und traurig.

Auch Stepan verschwand plötzlich, an einem Abend, kein Mensch wußte Auskunft zu geben.

Der Hauptmann Tarabas ließ alle Welt antreten und verlas die Namen seiner Kompanie. Mehr als die Hälfte der Leute war desertiert. Den Rest ließ er eine Stunde exerzieren. Der Rothaarige exerzierte tapfer, fleißig, ohne Fehl, ein tadelloser Soldat.

Ein paar Tage später, in der Stunde, in der Tarabas gerade mit dem Obersten und den übrigen Offizieren beriet, wie man die Desertionen verhindern könnte, erschien der Rothaarige, zwei Handgranaten im Gürtel, eine Pistole in der Hand, begleitet von zwei Unteroffizieren. „Bürger“, sagte der rothaarige Gottlose, „die Revolution hat gesiegt. Geben Sie die Waffen ab, Sie haben freies Geleit. Und Sie, Bürger Tarabas, und was sonst bei uns Ihre Landsleute sind, können in Ihre Heimat zurück. Einen eigenen Staat haben jetzt eure Leute.“

Er war ganz still. Man hörte nur die große Taschenuhr des Obersten ticken, die auf dem Tisch lag, mit aufgeklapptem Deckel. Sie steppte die Zeit wie eine Nähmaschine.

VIII

Nachdem der Rothaarige mit seinen Leuten das Zimmer verlassen hatte, stand der Oberst auf, wartete einen Augenblick, als überlegte er irgendeinen Plan, als hätte er in dieser Stunde, da die ganze Armee, das Regiment, er selbst endgültig verloren waren, noch die Gnade eines rettenden Einfalls erfahren. Tarabas sah von seinem Sitz zum Obersten empor, mit einem fragenden Blick. Der Oberst wandte sich um. Er stieß den Sessel weg. Die solide, ledergepolsterte Lehne schlug dumpf auf den hölzernen Boden. Der Oberst ging ans Fenster. Sein breiter Rücken bedeckte fast den ganzen Rahmen. Tarabas rührte sich nicht. Plötzlich schluchzte der Oberst auf. Es klang wie ein kurzer, jäher, schnell erstickter Ruf, fremd, als käme er nicht aus der Kehle des Obersten, sondern unmittelbar aus dem Herzen; ja, als hätte das Herz eine eigene, eine ganz besondere Kehle, durch die es sein ganz besonderes Weh in die Welt rief. Die mächtigen Schultern hoben und senkten sich, eine Sekunde lang. Dann machte der alte Mann wieder kehrt und trat zum Schreibtisch. Er blickte eine Weile auf die große, aufgeklappte, unerbittlich-regelmäßig tickende Uhr, als sähe er zum erstenmal das hurtige Rucken ihres seinen Sekundenzeigers. Tarabas schaute ebenfalls auf die Uhr. Nichts regte sich in ihm, leer war sein Kopf, kalt war sein Herz. Er glaubte, es klopfen zu hören, es tickte im gleichen Rhythmus wie die Uhr auf dem Tisch. Nichts hörte man sonst. Es war Tarabas, als wäre schon eine unendlich lange Zeit seit dem Abgang des Rothaarigen vergangen.

Schließlich begann der Oberst: „Tarabas“, sagte er, „nehmen Sie diese Uhr zum Andenken!“

Der Oberst zog sein Taschenmesser heraus und öffnete den rückwärtigen Deckel. Er las die eingravierte russische Inschrift: „Meinem Sohn Ossip Iwanowitsch Kudra“ und zeigte sie Tarabas.

„Ich habe die Uhr bekommen, als ich die Kadettenschule verließ. Mein Vater war sehr stolz. Ich auch. Ich komme aus ganz kleiner Familie. Der Vater meines Vaters noch war Leibeigener der Zarizyns gewesen. Ich war mein Leben lang kein besonderer Soldat, Hauptmann Tarabas! Ich glaube, ich war faul und nachlässig. Es gab viele solcher Offiziere bei uns. Wenn Sie mir die Ehre erweisen, diese Uhr anzunehmen, Bruder Tarabas?“

„Ich nehme sie“, sagte Tarabas und erhob sich. Der Oberst klappte beide Deckel zu und reichte die Uhr Tarabas über den Tisch. Dann stand er noch eine Weile da, den grauen Kopf gesenkt. Dann sagte er: „Pardon, ich will nach meinen Sachen sehn!“ – ging langsam um den Tisch, an Tarabas vorbei, zur Tür hinaus.

Im nächsten Augenblick knallte ein Schuß. Er hat sich erschossen! dachte Tarabas im Nu. Er öffnete die Tür. Der Oberst lag ausgestreckt neben der Schwelle. Er mußte sich zuerst vorsorglich hingelegt und dann erst erschossen haben. Sein Rock war geöffnet. Das Blut sickerte durch das Hemd. Die Hände des Toten waren noch warm. Noch lag der Zeigefinger der Rechten am Hahn der Pistole.

Tarabas löste die Waffe aus der Hand des Obersten. Dann faltete er die Hände des Toten über der Brust.

Ein paar Soldaten umstanden die Leiche und den knienden Tarabas. Sie nahmen die Mützen ab, wußten nicht, was sie hier sollten, blieben aber stehen.

Tarabas erhob sich. „Wir werden ihn sofort begraben, hier, vor dem Haus“, befahl Tarabas. „Richtet ein Grab! Hierauf antreten. Mit Gewehr! Ruft den Konzew!“

Der Feldwebel Konzew kam. „Es bleiben mir nur sechsundzwanzig Mann“, sagte er.

„Alle antreten!“ befahl Tarabas.

Zwei Stunden später begrub man den Obersten, zehn Schritte vor dem Tor des Hauses. Sechsundzwanzig Mann, der ganze treue Rest des Regiments, feuerte auf Tarabas Kommando dreimal in die Luft. Sechs armselige Doppelreihen machten kehrt.

Tarabas aber marschierte an ihrer Spitze, als führte er noch ein ganzes, ein unversehrtes Regiment; er war keineswegs entschlossen, den Untergang seiner Welt, das Ende des Krieges, anzuerkennen.

Mit den sechsundzwanzig Männern, von denen einige seine Landsleute waren, trat Tarabas den Weg in die Heimat an, in die neue Hauptstadt des neuen Landes. Hier hatte man in der Eile funkelneue Minister, Gouverneure, Generäle ernannt und gar hastig eine provisorische, kleine Armee gebildet. Es gab einen großen Wirrwarr im Lande; zwischen Machthabern und Bewohnern des Landes, und auch unter den Machthabern selbst herrschte Verwirrung. Tarabas aber, erfüllt von unermüdlicher Lust zum Abenteuer und einer ehrlichen, heißen Gehässigkeit gegen die vielen Ämter und Beamten, gegen Kanzleien und Papiere, war entschlossen, sein Leben fortzusetzen. Er war Soldat, nichts anderes. Er hatte seine sechsundzwanzig Getreuen hierhergebracht, die sechsundzwanzig, denen der Krieg, wie ihm selber, die einzige Heimat gewesen war und denen er, wie sich selbst, eine neue Heimat schuldete. Mit diesen sechsundzwanzig ein ganzes neues Regiment zu begründen, das eine Aufgabe für einen Tarabas! Er war nicht der Mann, sich selbst das Leben zu nehmen, wie der brave Oberst. Die Weltgeschichte, die da von alten Vaterländern winzige neue absplittern ließ, ging den Hauptmann Tarabas gar nichts an. Solange er lebte, wollte er den sogenannten Willen der Geschichte nicht kennen. Er hatte seinen sechsundzwanzig Rechenschaft abzugeben. Was bedeutete ihm der neue Kriegsminister eines neuen Landes? Weniger als ein Gefreiter seiner eigenen Kompanie!

Er begab sich zum Kriegsminister, wohlgerüstet, schwer bewaffnet, von seinen sechsundzwanzig Getreuen gefolgt, Diener, Schreiber und Kanzlisten, die ihn nach seinem Begehren fragten, durch donnernde Befehle einschüchternd, im Vorzimmer schon mächtiger als der Minister selbst. In diesem erkannte er allerdings nach einigen Worten einen Vetter seiner Familie mütterlicherseits.

Als eine ganz selbstverständliche, eine gebührende Belohnung für seine kriegerischen Leistungen verlangte Tarabas das Kommando über eines der neu aufzustellenden heimischen Regimenter. Dieser Wunsch des Hauptmanns, nachdrücklich unterstützt von seinem gewalttätigen und herrischen Gebaren, von der Pistole, der Reitpeitsche und dem Eindruck, den auch das Gefolge auf den Kriegsminister machte, wurde kaum ein paar Stunden später erfüllt.

Der Hauptmann Tarabas stieg also aus den Trümmern der alten Armee als neuer Oberst herauf. Er bekam den Auftrag, in der Garnison Koropta ein Regiment aufzustellen.

IX

In dem kleinen Städtchen Koropta herrschte eine große Verwirrung, als Tarabas mit seinen Getreuen ankam. Männer in den verschiedensten Uniformen, herbeigeschwärmt und herangeschwemmt von allen Teilen der Front und aus dem Innern des Landes, Gefangene aus den plötzlich aufgelösten Lagern, Verwahrloste und Betrunkene, manche angelockt von der Möglichkeit, mitten in der allgemeinen Verwirrung irgendeinen abenteuerlichen Gewinn zu ergattern, ihr Glück und Gott selbst zu versuchen, trieben sich in den Gäßchen herum, lagerten auf dem weiten, wüsten Rund des Marktplatzes, hockten auf ziellos hin und her rollenden Bauernfuhrn und Militärautomobilen, kauerten auf den hellen Stufen des großen Gerichtsgebäudes, auf den alten Grabsteinen des Friedhofs am Hügel, auf dessen Gipfel sich die kleine, gelbleuchtende Kirche erhob. Es war ein klarer, vortrefflicher Herbsttag. In seinem vollkommenen, blauen Glanz nahmen sich die verfallenen Häuschen mit den schiefen Schindeldächern, die hölzernen Bürgersteige, der getrocknete, silbern schimmernde Straßenkot in der Mitte, die zerlumpten Uniformen wie eine unaufhörlich bewegte, festliche Malerei aus, ein eben im Entstehen begriffenes Bild; seine einzelnen Teile und Gestalten schienen noch den ihnen gebührenden Platz zu suchen. Zwischen den farbigen Soldaten sah man die hurtigen und furchtsamen dunklen Schatten der Juden in langen Kaftanen und die hellgelben Schafspelze der Bauern und Bäuerinnen. Frauen mit bunten, geblühten Kopftüchern hockten auf den niedrigen Schwellen in den offenen Türen der kleinen Häuschen, und man hörte ihr aufgeregtes, zielloses Geschwätz. Die Kinder spielten in der Mitte der Hauptstraße. Und durch den silbernen Schlamm wateten Gänse und Enten den vereinzelt, von der trocknenden Sonne noch verschont gebliebenen, schwarzen Tümpeln entgegen.

Mitten in diesem Frieden waren die armen Einwohner des Städtchens Koropta ganz ratlos und sehr aufgereggt. Sie erwarteten etwas Fürchterliches; vielleicht sollte es noch schlimmer sein als alles, was ihnen bisher der Krieg gebracht hatte. Seine gewaltigen, brennenden Stiefel hatten zwischen den ärmlichen Häuserzeilen Koroptas verkohlte und wüste Spuren hinterlassen. In der niedrigen, alten Mauer rings um den Kirchhof am Hügel fanden sich zahllose Löcher unsinnig verirrter Geschosse; da hatte der Krieg seine mörderischen Finger in den Stein gegraben. Mit diesen Fingern eben hatte er auch viele Söhne des Städtchens Koropta erwürgt. Friedlich zu leben waren die Menschen von Koropta seit jeher gewohnt gewesen, hingegeben ihren kümmerlichen Tagen und ihren stillen Nächten, den gewöhnlichen Wandlungen eines gewöhnlichen Geschicks. Plötzlich dann vom Krieg überfallen, erstarrten sie zuerst vor seinem schrecklichen Antlitz, duckten sich hierauf, flohen bald, kehrten zurück, beschlossen zu bleiben, gebannt in seinem feurigen Atem. Unschuldige waren sie, fremd waren ihnen die mörderischen Gesetze der Geschichte, gleichgültig und ergeben ertrugen sie die Schläge Gottes, wie sie lange, undenkliche Jahre die Gesetze des Zaren ertragen hatten. Kaum konnten sie die Kunde glauben, daß dieser nicht mehr auf seinem goldenen Throne in Petersburg saß, ja die zweite, noch fürchterlichere, daß man ihn erschossen hatte wie einen

alten, unbrauchbar gewordenen Hund. Nun erzählte man ihnen, sie seien nicht mehr ein Teil von Rußland, sondern ein selbständiges Land. Sie seien nunmehr, sagten die Lehrer, die Advokaten, die Gebildeten, eine erlöste und freie Nation. Was bedeuteten diese Reden? Und was für furchtbare Gefahren verhieß dieser Tumult?

Der Hauptmann Tarabas kümmerte sich ebensowenig um die Gesetze der Geschichte wie die Bewohner des Städtchens Koropta. Die Befreiung der Nation machte es ihm möglich, sein soldatisches Leben fortzusetzen. Was ging ihn die Politik an? Eine Angelegenheit der Lehrer, der Advokaten, der Gebildeten! Der Hauptmann Tarabas war nunmehr Oberst geworden. Es war seine Aufgabe, ein untadeliges Regiment zusammenzustellen und es zu kommandieren. Kein anderer als Nikolaus Tarabas wäre imstande gewesen, mit einer Handvoll Männer ein ganzes Regiment zu sammeln. Er hatte einen ganz bestimmten Plan. Auf dem winzigen Bahnhof von Koropta und just vor der hölzernen Baracke, in der noch ein alter russischer Major einen Unteroffizier und die Bahnwache befehligte, stellte Tarabas seine Leute in zwei Reihen auf, kommandierte ihnen ein paar Exerzierübungen, ließ sie niederknien, das Gewehr in Anschlag bringen, ein paar Salven in die Luft abgeben, alles in Anwesenheit einiger erstaunter Menschen in Zivil und in Uniform, der Bahnwache und ihres Kommandanten, des alten Majors. Hierauf hielt Tarabas, sichtlich befriedigt von der erheblichen Anzahl der Zeugen, die, herbeigelockt von den zwecklosen Salven, dem merkwürdigen Beginnen beiwohnten, eine Ansprache. „Ihr Männer“, so sagte Tarabas, „die ihr mir gefolgt seid in vielen Schlachten und in der Rast, im Krieg gegen den Feind und gegen die Revolution, ihr habt jetzt keine Lust mehr, das Gewehr abzulegen und friedlich heimzukehren. Ihr, so wie ich, wir werden als Soldaten sterben, nicht anders! Mit eurer Hilfe werde ich hier ein neues Regiment aufstellen, für das neue Vaterland, das uns das Schicksal beschert hat. Abtreten!“ – Die kleine Schar schulterte die Gewehre. Alle waren sie furchtbar anzusehn, weit furchtbarer als die bedrohlichen und zerlumpten Gestalten im Städtchen und auf dem Bahnhof. Sie besaßen nämlich die ganze wohlausgerüstete, rasselnde, klirrende, gespornte, die gepflegte Furchtbarkeit ihres Führers und Herrn. Blank schimmerten die fleißig gefetteten Läufe ihrer Gewehre, die kräftigen Riemen kreuzten sich über den breiten Schultern und Brüsten und gürteten die schlanken Röcke ohne Fleck und Fehl. Wie Tarabas, ihr Führer und Herr, trugen alle kriegerische, sauber gebürstete und gewaltige Schnurrbarte in den wohlgenährten Gesichtern. Und aller Augen waren hart und kalt, ein guter, ein wachsamer Stahl. Tarabas selbst, obwohl er es beileibe keineswegs nötig hatte, seine Entschlossenheit durch irgendeinen ihn ermutigenden Anblick zu nähren und zu stärken, fühlte seine eigene Kraft bestätigt, wenn er seine Leute ansah. Jeder von ihnen war sein getreues und ergebenes Abbild. Alle zusammen waren sie gleichsam sechsundzwanzig Tarabasse, sechsundzwanzig Ebenbilder des großen Nikolaus Tarabas, und ohne ihn unmöglich. Seine sechsundzwanzig Spiegelbilder waren sie eben.

Warten hieß er sie vorläufig und ging klirrenden Fußes in das Bahnhofskommando. Hier fand er niemanden vor. Denn der alte Major, ebenso wie der Unteroffizier, befanden sich noch draußen, auf dem Perron, wo sie der merkwürdigen Kommandos Tarabas und der merkwürdigen Disziplin seiner Leute Zeugen gewesen waren. Der Oberst Tarabas klopfte mit seinem Reitstock auf den Tisch. Man mußte dieses Klopfen weithin auf dem still gewordenen Bahnhof hören. Der Major erschien auch alsbald. „Ich bin der Oberst Tarabas“, sagt Nikolaus. „Ich habe die Aufgabe, in dieser Stadt ein Regiment zu bilden. Ich übernehme bis auf weiteres auch das Kommando über diese Stadt. Vorläufig wünsche ich von Ihnen zu wissen, wo ich Verpflegung für mich und meine sechsundzwanzig Mann bekomme.“

Der alte Major verharrte still auf der Stelle neben der Tür, durch die er soeben eingetreten war. Lange schon hatte er solch eine Sprache nicht mehr vernommen. Das war die seit der Kindheit vertraute, seit dem Ausbruch der Revolution nicht mehr gehörte Musik des Soldaten, eine längst verloren geglaubte Melodie. Der grauhaarige Major – Kisilajka hieß er und war ein Ukrainer – fühlte während der Rede Tarabas, wie sich seine Glieder strafften. Er fühlte, daß sich seine Knochen härteten, seine alten, armen Knochen, seine Muskeln spannten sich und gehorchten der militärischen Sprache. „Zu Befehl, Herr Oberst!“ sagte der Major Kisilajka. „Die Verpflegungsbaracke ist einen halben Kilometer von hier entfernt. Es gibt aber wenig Lebensmittel dort. Ich weiß nicht –“ „Ich marschiere keinen Schritt weiter“, sagte der Oberst

Tarabas. „Die Lebensmittel werden hierhergebracht. Was sind das für Leute, die sich auf dem Bahnhof herumtreiben? Sie werden uns die Verpflegung holen. Ich lasse die Ausgänge besetzen.“ Und Tarabas begab sich wieder zu seinen Männern. „Keiner der hier Anwesenden verläßt den Bahnhof“, rief Tarabas. Und alle erstarrten. Aus purer Neugier und leichtsinniger Müßigkeit hatten sie sich eingefunden und in der Nähe der merkwürdigen Ankömmlinge ausgeharrt. Gefangene waren sie nun. Sie waren gewohnt, Hunger, Durst und Entbehrungen aller Art seit langer Zeit zu ertragen. Aber die Freiheit hatten sie besessen. Auf einmal verloren war nunmehr auch ihre Freiheit. Gefangene waren sie. Sie wagten nicht mehr sich umzusehn. Einer nur von den Zuschauern, ein kleiner, magerer Jude in Zivil, versuchte, in ängstlichem Leichtsinne und Gott weiß welcher Hoffnung auf ein Wunder, einen der Ausgänge zu gewinnen. Im gleichen Augenblick aber schoß Tarabas auf den Flüchtigen – und der Arme fiel nieder, mit lautem, unmenschlichem Gebrüll fiel er hin, in den linken Schenkel getroffen, genau an der Stelle, in die Tarabas gezielt hatte; das knöcherne, dünne Köpfchen mit dem schütterten Ziegenbärtchen lag, aufwärtsgereckt, hart am Rande eines Schotterhaufens, welcher der Lokomotive Halt anzukündigen bestimmt war, und die kümmerlichen Stiefel mit den zerschissenen Sohlen ragten mit den gekrümmten Spitzen gegen das gläserne Perrondach. Tarabas selbst ging zu dem Verletzten, hob den federleichten Juden auf, trug ihn auf beiden Armen, als trüge er ein dünnes Birkenstämmchen, in die Stube des Bahnhofskommandos. Alles schwieg still. Nachdem der Schuß verhallt war, hörte man keinen Laut. Es war, als wären sie alle, die da herumstanden, getroffen worden und im Stehen erstarrt. Tarabas legte den gewichtlosen Körper seines ohnmächtigen Opfers auf den mit Papieren bedeckten Tisch des Majors, riß die alte, glänzende, dunkelgrau karierte Hose des Juden auf, zog ein Taschentuch heraus, betrachtete die Wunde und sagte „Streifschuß“ zu dem erschrockenen Major. „Verbinden!“ rief er dann. Und einer seiner Leute, der Friseur gewesen war und den Dienst als Sanitäter versah, trat ein und begann, den verwundeten Juden flink und behutsam zu behandeln.

Der erstarrten Zuschauer auf dem Bahnhof gab es etwa vierzig. Diese ließ Tarabas aufstellen. Zweien seiner Männer übergab er das Kommando. Essen sollten sie holen. Der Rest verblieb auf dem besonnten, großen Perron und wartete. Tarabas stand am Rande des Bahnsteigs und blickte auf die bläulich schimmernden, schmalen und eiligen Schienenbänder, indessen drinnen im Büro des Majors der verletzte Jude wieder zu sich kam. Man hörte sein jämmerliches, schwaches Schluchzen durch die offene Tür. In der blauen Luft zwitscherten die Spatzen.

Als bald kamen auch die Leute mit dem Essen zurück. Man hörte das Klappern der blechernen Geschirre und die gleichmäßigen Schritte der Männer. Sie kamen an. Man begann, das Essen zu verteilen. Tarabas bekam als erster eine Schüssel. Mitten aus der grauen, undurchsichtigen Suppe ragte ein Stück dunkelbraunen Fleisches wie ein Fels aus einem See.

Tarabas zog einen Löffel aus dem Stiefel und seine Männer taten im selben Augenblick das gleiche. Die vierzig Gefangenen, die das Essen gebracht hatten, standen reglos da. In ihren großen Augen wohnte der Hunger. In ihren Mündern sammelte sich feuchter Speichel. Sie konnten das hurtige Klappern der blechernen Löffel gegen das Geschirr kaum hören. Und einige unter ihnen versuchten, sich mit den Fingern die Ohren zu verstopfen.

Tarabas setzte als erster den Löffel ab. Dem ersten der Gefangenen, der in seiner Nähe stand, reichte er den Rest seines Essens, samt dem Löffel. Und ohne daß Tarabas ein Wort gesagt hätte, taten alle seine Männer das gleiche. Jeder von ihnen setzte mit einem Ruck die Schale ab und reichte sie dem nächststehenden Gefangenen. All dies vollzog sich, ohne daß ein Wort gefallen wäre. Man hörte nichts mehr als das Klappern der Blechgeschirre, das Schmatzen der Lippen und das Mahlen der Zähne und das Zwitschern der Sperlinge unter dem gläsernen Dach des Perrons.

Nachdem alle gegessen hatten, gebot der Oberst Tarabas den Abmarsch in die Stadt. Den so zufällig und plötzlich Gefangenen erschien auf einmal ihre veränderte Lage angenehmer. Sie ließen sich von Tarabas Männern in die Mitte nehmen. Und umgeben von einer lebendigen

Mauer aus Bewaffneten, marschierten sie, zufrieden, gleichgültig, manche unter ihnen freudig, unter Tarabas Befehl in das Städtchen Koropta.

Sie marschierten durch den halbgetrockneten, silbergrauen Schlamm der Straßenmitte – und die Gänse, die Enten und die Kinder liefen schreiend und jammernd vor ihnen her. Der kleine Trupp verbreitete einen absonderlichen Schrecken. Die Bewohner wußten nicht, was für eine neue Art Krieg eben ausgebrochen sein mochte. Denn eine neue Art von Krieg schien ihnen der Einmarsch des Obersten Tarabas zu sein. Fürchterliche und hurtige Gerüchte flogen Tarabas voran. Er sei der neue König des neuen Landes, sagten einige. Und andere behaupteten, er sei der Sohn des Zaren selbst und eben gekommen, seinen Vater zu rächen. Was aber die Juden betraf, deren ein paar Hundert in diesem Städtchen Koropta saßen, so beeilten sie sich, weil es gerade ein Freitag war und der Sabbat mit heiligem Schritt herannahte, die winzigen Läden zu schließen, in großer Hast; und in dem festen Glauben, ihr Sabbat könne den unerbittlichen Gang der Geschichte ebenso aufhalten, wie er ihre Geschäfte aufhielt.

Tarabas, an der Spitze seines gefährlichen Trupps, begriff nicht, weshalb die kleinen Kramläden so eilig geschlossen wurden, und er fühlte sich gekränkt. Die schwatzenden Weiber erhoben sich von den Schwellen, sobald er sich näherte. Man hörte das eiserne Gerassel der Ketten und Riegel und Schlösser vor den hölzernen Kramläden. Hier und dort huschte der schwarze Schatten eines Juden vorbei, Tarabas entgegen, geduckt in den kümmerlichen Schutz der Häuser. Vor sich auf seinem Weg sah Tarabas lauter Fliehende. Daß man vor ihm Angst haben könnte, verstand er nicht. Bekümmert wurde er im Verlauf seines Marsches, bekümmert. Ja, Kummer bereitete ihm die Stadt Koropta. Er hielt vor dem Gouvernementsgebäude, stieg, von zwei seiner Bewaffneten gefolgt, die breite Treppe hinauf und öffnete die zweiflügelige Tür, hinter der er den Kommandanten der Polizei vermutete. Hier saß er in der Tat, ein armseliger Greis, hager und winzig und verloren in dem gewaltigen Lehnstuhl, ein Mann aus alten Zeiten. „Ich habe das Kommando dieser Stadt übernommen“, sagte Tarabas. „Es ist meine Aufgabe, hier ein Regiment zusammenzustellen. Geben Sie mir die Aufzeichnung der wichtigsten Gebäude. Wo ist die Kaserne? Sie dürfen dann ruhig heimgehn.“

„Sehr gerne“, sagte das Greislein. Und begann, mit einem verstaubten, außerordentlich dünnen Stimmchen, das kam, wie aus einem altertümlichen Spind, das Gewünschte herzusagen. Dann erhob sich der Greis. Sein kahler, gelblicher, fleckiger Schädel reichte knapp bis zur Höhe der Sessellehne. Hut und Stock holte er von den Haken, verneigte sich lächelnd und ging.

„Setz dich dorthin!“ sagte Tarabas zu einem seiner Begleiter. „Bis ich wiederkomme, bist du der Polizeikommandant!“ Und Tarabas ging und säuberte eines der wenigen in Koropta befindlichen Ämter nach dem andern. Die leere Kaserne bezog er hierauf, versammelte die Gefangenen im Hof und fragte: „Wer von euch war Soldat? Wer von euch möchte unter mir weiter Soldat bleiben?“

Alle traten sie vor. Alle wollten sie unter Tarabas Soldaten sein.

X

Als die Kunde von der Ankunft des schrecklichen Tarabas und seiner schrecklichen Begleiter in den Gasthof „Zum weißen Adler“ gedrungen war, beschloß der Wirt, der Jude Nathan Kristianpoller, unverzüglich seine Wohnung zu räumen und seine Frau sowie seine sieben Kinder zu den Schwiegereltern nach Kyrbitki zu schicken. Einigemal schon hatte die Familie Kristianpollers diese Reise gemacht. Zuerst, als der Krieg ausbrach, hierauf, als ein fremdes Kosakenregiment in das Städtchen Koropta einrückte, später, als die Deutschen einmarschierten und die westlichen Teile Rußlands besetzten. Bei der ersten Fahrt waren es fünf Kinder gewesen, hierauf sechs, zuletzt nicht weniger als sieben, Mädchen und Knaben. Denn unabhängig von den unaufhörlich wechselnden Schrecken des Krieges erteilte die Natur der Familie Kristianpoller ihren gleichen unerbittlichen und freundlichen Segen. Den Gasthof „Zum

weißen Adler“ – es war der einzige im Städtchen Koropta – hatte der Jude Kristianpoller von seinen Vorfahren geerbt. Seit mehr als hundertfünfzig Jahren besaßen und verwalteten die Kristianpollers diesen Gasthof. Der Erbe Nathan Kristianpoller wußte nichts mehr von den Schicksalen seiner Großväter. Er war in diesem alten Gasthof aufgewachsen, hinter der dicken, verfallenden, von vielen Sprüngen gezeichneten, von wildem Weinlaub bewachsenen Mauer, die ein großes, rotbraun gestrichenes, zweiflügeliges Tor unterbrach und gleichzeitig verband, wie ein Stein einen Ring unterbricht und verbindet. Vor diesem Tor hatten der Großvater und der Vater Nathan Kristianpollers die Bauern erwartet und begrüßt, die Donnerstag und Freitag auf den Markt nach Koropta kamen, ihre Schweine zu verkaufen und Sensen, Sichel, Hufeisen und bunte Kopftücher in den kleinen Läden der Händler zu erstehen. Bis zu der Stunde, in welcher der große Krieg ausbrach, hatte der Gastwirt Kristianpoller keine Veranlassung gehabt, an eine Veränderung zu denken. Später aber gewöhnte er sich sehr schnell an die verwandelte Welt, und es gelang ihm, wie vielen seiner Brüder, die Gefahren zu umgehen, mit List und mit Hilfe Gottes der Gewalt heimischer und fremder Soldaten die angeborene und eingeübte Schlauheit entgegenzuhalten wie einen Schild und, was das wichtigste war, das nackte Leben zu bewahren, das eigene und das der Familie. Jetzt aber, nach der Ankunft des schrecklichen Tarabas, ergriff den Gastwirt Kristianpoller ein ganz fremder, ihm völlig unbekannter Schrecken. Eine neue Bangnis erfüllte sein Herz, das sich schon mit den heimischen, gewohnten Bangnissen vertraut gemacht hatte. Wer ist dieser Tarabas? fragte das Herz Kristianpollers. Wie ein schimmernder König aus Stahl kommt er nach Koropta. Gefährlich neue und eiserne Nöte bringt er nach Koropta. Andere Zeiten werden anbrechen und, Gott weiß, welche neuen Gesetze! Erbarme Dich unser aller, Herr, und insbesondere Nathan Kristianpollers!

Zwar wohnten schon seit zwei Wochen im Gasthof „Zum weißen Adler“ die Offiziere der neuen Armee des jungen Landes mit ihren Burschen. Zwar lärmten sie jede Nacht im großen, weiten Saal der Gaststube unter dem braunen Gebälk der niedrigen, hölzernen Decke und später noch in ihren Zimmern. Kristianpoller aber hatte bald erkannt, daß sie nur aus harmlosem Übermut wüteten und tranken und daß sie eines Meisters und Gebieters harren, der sie noch unbekannt, gewiß aber gefährlichen Zielen entgegenführen würde. Und gewiß war Tarabas dieser Gebieter. Infolgedessen lud Kristianpoller seine ganze Familie, wie er es schon gewohnt war, in den großen Landauer, der im Schuppen des Gasthofs bereitstand, und schickte alle Teuern nach Kyrbitki. Er selbst blieb. Die zwei geräumigen Zimmer, zu denen eine kaum sichtbare Tür hinter dem Schanktisch führte und in denen er mit den Seinigen gewohnt hatte, verließ er und schlug sich ein Lager aus Stroh auf dem Boden der Küche auf. Im weiten Hof, neben dem Schuppen, befand sich noch ein kleines Gebäude aus gelben Ziegeln, halb verfallen und zu keinen sichtlichen Zwecken erbaut, nur vorläufigen und zufälligen dienlich. Dort lagerte allerlei Hausgerät, leere Fässer, Tröge und Körbe, gespaltenes Holz für den Winter und rundgebündelte Kienspäne, alte, ausgediente Samoware und was sich sonst Nützliches und Nutzloses im Lauf der Zeit angesammelt hatte.

Nicht ohne ein gewisses Schaudern hatte Kristianpoller in seiner ersten Jugend dieses Gebäude betreten. Manche erzählten nämlich, vor undenklichen Zeiten, als noch die ersten christlichen Missionare in dieses hartnäckige heidnische Land gekommen waren, hätten sie an dieser Stelle, just in diesem Hofe, eine Kapelle errichtet. Diese Erzählungen bewahrte der Jude Kristianpoller wohl in seiner Brust, er verriet sie nicht, denn er ahnte, daß sie eine Wahrheit enthielten. Wäre er überzeugt gewesen, daß es Märchen seien, so hätte er sich nicht gehütet, ihrer vielleicht bei passenden Gelegenheiten zu erwähnen, statt seiner Frau oder seinen Kindern Schweigen zu gebieten, wenn eins von ihnen jemals auf die merkwürdige Vergangenheit der Kammer zu sprechen kam. Man möge kein törichtes Märchen wiederholen, pflegte Kristianpoller zu sagen.

Dem Stallknecht Fedja gab er jetzt den Auftrag, die „Kammer“ zu reinigen und herzurichten. Er selbst ging in den Keller, wo die kleinen, runden Schnapsfässer lagerten und die größeren Weinfässer, die schon sehr alt waren und glücklicherweise sogar den Krieg und alle wechselnden Invasionen überdauert hatten. Es war ein geräumiges Kellergewölbe, angelegt in zwei Stockwerken, mit steinernen Wänden, steinernem Boden und einer steilen Wendeltreppe. Hatte man deren letzte Stufe erreicht, so trat der Fuß auf eine große Platte, die man mit Hilfe

eines großen, eisernen Ringes ein wenig heben und dann mit einem schweren, eisernen Stab hochstemmen konnte. Den Ring hatte Kristianpoller aus der Öse gelöst und verborgen, damit kein Unberufener etwa auf den Gedanken komme, daß ein tieferes Stockwerk des Kellers vorhanden sei. Tief unten befand sich der alte, kostbare Wein. Schnaps und Bier lagen, jedermann erreichbar, in der oberen Abteilung.

Die eiserne Stange wie den Ring holte nun Kristianpoller aus dem Versteck und schleppte sie in seine Schankstube. Er war ein ziemlich kräftiger Mann, wohlgerötet durch den Atem des Alkohols, der ihn seit seinen Kindertagen umwehte, waren sein Gesicht und sein Nacken, und kräftig spannten sich seine Muskeln dank der gewohnten Arbeit an den schweren Fässern und an den Fuhrwerken der bäurischen Gäste. Dem Dienst bei der Armee und also den unmittelbaren Gefahren des Krieges war Kristianpoller nur infolge eines geringen körperlichen Fehlers entgangen: ein zartes, weißes Häutchen verschleierte sein linkes Auge. Auf seinen entblößten Unterarmen, unter den aufgerollten Hemdärmeln wucherten Wälder von dichten, schwarzen Haaren. Der ganze Mann hatte etwas Furchtbares, und sein verschleiertes Auge machte sein braunbärtiges Angesicht zuweilen sogar grimmig. Unerschrocken war er von Natur. Dennoch wohnte jetzt die Angst in seinem Herzen. Allmählich, im Laufe der Vorbereitungen, die er traf, gelang es ihm, sich ein wenig zu beruhigen und die Furcht vor dem unbekanntem Tarabas zurückzudrängen. Ja, er machte sich sogar langsam mit der Vorstellung vertraut, daß er der Grausamkeit des fremden, eisernen Mannes zum Opfer fallen könnte. Und sollte es auch ein schreckliches Ende werden, dachte Kristianpoller, so sollte es auch ein mutiges sein. Und er betrachtete die eiserne Stange, die er aus dem Keller geholt hatte und die neben dem Schanktisch lehnte. Sie war ein wenig rostig von der Feuchtigkeit des Kellers. An altes Blut erinnerten ihre braunen Flecke.

Die Mittagsstunde war da, und Kristianpoller begrüßte die Offiziere, die bei ihm wohnten und die jetzt mit sehr viel Geklirr und lauten Rufen in die Gaststube traten. Er haßte sie. Seit nunmehr vier Jahren ertrug er mit lächelndem Angesicht, bald Zorn und bald Schrecken im Herzen, die verschiedenen Uniformen, das Scheppern der verschiedenen Säbel, den dumpfen Aufschlag der Karabiner und Gewehre auf die hölzernen Dielen dieser Gaststube, das Klirren der Sporen und den brutalen Tritt der Stiefel, das knarrende Lederzeug, an dem die Pistolen hingen, und das Klappern der Menageschalen, die gegen die Feldflaschen anschlagen. Der Wirt Kristianpoller hatte gehofft, nachdem der Krieg zu Ende gegangen war, endlich wieder eine andere Art von Gästen sehn zu können, Bauern aus den Dörfern, Händler aus den Städten, scheue, schlaue Juden, die verbotenen Branntwein verkauften. Aber die kriegerische Mode hörte offenbar in dieser Welt nicht mehr auf. Nun erfand man noch neue Monturen und allerneueste Abzeichen. Kristianpoller kannte nicht einmal mehr die Chargen seiner Gäste. Er sagte zur Sicherheit einem jeden Herr Oberst. Und er war entschlossen, Tarabas mit dem Titel „Exzellenz“ und „Herr General“ zu begrüßen.

Er trat vor den Schanktisch, lächelte und verneigte sich unaufhörlich und wünschte im stillen jedem Gast, ohne Ausnahme, einen qualvollen Tod. Sie fraßen und tranken, aber sie zahlten nicht, seitdem dieses neue Land auferstanden war. Sie erhielten keine Gage und konnten demzufolge auch gar nicht zahlen. Verdächtig erschienen dem Juden Kristianpoller die Finanzen seines neuen Landes. Diese Herren warteten gewiß auf Tarabas, auf das neue Regiment. Sie sprachen unaufhörlich von ihm, und das feine und schlaue Ohr Kristianpollers lauschte fleißig, während er die Gäste bediente. Es schien ihm alsbald, daß sie vor Tarabas beinahe ebensoviel Angst hatten wie er selbst, ja vielleicht fürchteten sie ihn noch mehr. Näheres über Tarabas zu fragen, wagte der Jude nicht. Gewiß hätten sie ihm Auskunft geben können. Alle kannten sie ihn schon.

Auf einmal, während sie noch aßen, wurde die Tür aufgestoßen. Einer von Tarabas Bewaffneten trat ein, schlug salutierend die Absätze zusammen und blieb an der Tür stehn, eine fürchterliche Bildsäule. Das ist Tarabas Bote, sagte sich der Wirt. Bald kommt er selber.

In der Tat hörte man einen Augenblick später die klirrenden Schritte von Soldaten. Durch die offene Tür trat der Oberst Tarabas, gefolgt von seinen Getreuen. Die Tür blieb offen. Alle

Offiziere sprangen auf. Oberst Tarabas salutierte und gab ihnen ein Zeichen, sich wieder zu setzen. Zum Juden Kristianpoller wandte er sich, der die ganze Zeit gebückt vor seiner Theke stand, und befahl ihm, Essen, Trinken und Lager für zwölf Mann unverzüglich herzurichten. Er selbst werde hier wohnen, sagte Tarabas. Ein geräumiges Zimmer brauche er. Ein Bett vor der Tür für seinen Diener. Zwölf seiner Leute wolle er in der nächsten Umgebung wissen. Pünktlichkeit, Sauberkeit und Gehorsam verlange er auch vom Wirt und dessen Personal, falls solches vorhanden. Und er schloß mit dem Satz: „Wiederhole, Jude, was ich eben gesagt habe!“

Wort für Wort wiederholte nun Kristianpoller alle Wünsche des Obersten Tarabas. Ja, es war ihm ein leichtes, sie zu wiederholen. Eingegraben hatten sich die Worte Tarabas in den Kopf Kristianpollers wie harte Nägel in Wachs. Für ewige Zeiten steckten sie drin. Er wiederholte Wort für Wort, das Angesicht immer noch gegen den Fußboden geneigt, den Blick auf die glänzenden Stiefelkappen Tarabas gerichtet und auf den silbernen Saum, den der Schlamm an den Stiefelrändern zurückgelassen hatte. Er könnte verlangen, dachte Kristianpoller, daß ich den Rand seiner Stiefel mit der Zunge säubere. Wehe, wenn er es fordert.

„Sieh mir ins Auge, Jude!“ sagte Tarabas. Kristianpoller erhob sich.

„Was hast du zu erwidern?“ fragte Tarabas.

„Euer Hochwohlgeboren und Exzellenz“, antwortete Kristianpoller, „es ist alles bereit und in Ordnung. Ein großes Zimmer steht Euer Hochwohlgeboren zur Verfügung. Eine geräumige Kammer ist für Euer Hochwohlgeboren Begleiter bereit. Und vor dem Zimmer wollen wir ein Bett bereitstellen, ein bequemes Bett!“

„Recht, recht“, sagte Tarabas. Und er befahl seinen Leuten, Essen aus der Küche zu holen. Und er setzte sich an einen freien Tisch.

Es war ganz still im Schankzimmer geworden. Die Offiziere rührten sich nicht mehr. Sie sprachen nicht mehr. Ihre Gabeln und Löffel lagen unbeweglich neben den Tellern.

„Guten Appetit!“ rief Tarabas, zog sein Messer aus dem Stiefel und betrachtete es sorgfältig. Er leckte seinen Daumen ab und fuhr mit dem nassen Finger sachte über die Schneide.

Der Jude Kristianpoller nahte mit dampfender Schüssel in der Rechten, Löffel und Gabel in der Linken. Erbsen und Sauerkraut brachte er, dazwischen eine rosa leuchtende Schweinsrippe. Zarter, grauer Dunstschleier lag über dem Ganzen.

Nachdem Kristianpoller die Schüssel niedergesetzt hatte, verneigte er sich und schritt rücklings gegen den Schanktisch.

Von hier aus beobachtete er unter halbgeschlossenen Lidern den äußerst gesunden Appetit des gefährlichen Tarabas. Er wagte nicht, ohne besondere Aufforderung der Stimme seines Herzens zu gehorchen, die ihm da zuflüsterte, er möchte dem gewaltigen Manne Alkohol anbieten. Vielmehr wartete er auf einen Befehl.

„Trinken!“ rief endlich der fürchterliche Tarabas.

Kristianpoller verschwand und erschien einen Augenblick später mit drei großen Flaschen auf einer soliden, hölzernen Platte: Wein, Bier und Schnaps.

Er stellte die drei Flaschen sowie drei verschiedene Gläser vor den Obersten Tarabas, verbeugte sich tief und zog sich zurück. Tarabas prüfte zuerst die Flaschen, indem er jede einzelne nacheinander hob und in der Luft betrachtete, wie um sie mit Hand und Blick zu wägen, und entschloß sich hierauf für den Branntwein. Er trank, wie es die Gewohnheit aller Schnapstrinker ist, ein Gläschen auf einen Zug und schenkte sich ein neues ein. Vollkommene

Stille herrschte in der Wirtsstube. Die Offiziere saßen steif vor ihren Tellern, Bestecken und Gläsern und schielten zu Tarabas hinüber. Kristianpoller stand reglos, mit gesenktem Kopf vor seiner Theke, in harrender Dienstfertigkeit, jeden Moment bereit, auf einen Wink, ja auf ein Zucken der Augenbrauen des Obersten Tarabas herbeizueilen. So stand Kristianpoller da, lauschend und lauernd auf die Wünsche des Kriegsgottes von Koropta, die sich in dessen Innerm langsam oder, wer weiß, auch plötzlich bilden mochten. Man hörte deutlich das gurgelnde Rinnen des Branntweins, wenn der Oberst ein neues Gläschen füllte; und hierauf die anerkennenden Worte des Furchtbaren: „Ein guter Schnaps, mein lieber Jude!“ – ein Satz, den Tarabas immer häufiger und mit immer lauterer Stimme wiederholte. Schließlich, nachdem der Oberst sechs Gläschen getrunken hatte, schien es dem jüngsten der anwesenden Offiziere, dem Leutnant Kuhn, an der Zeit, die allgemeine, von Respekt und Furcht geladene Stille zu unterbrechen. Er erhob sich, ein gefülltes Glas Branntwein in der Hand, und näherte sich dem Tisch des Obersten. Die Hand des Leutnants Kulin zitterte nicht, aus dem bis zum Rande gefüllten Glas fiel kein Tropfen, als er in soldatischer Haltung vor Tarabas stehenblieb. „Wir trinken auf das Wohl unseres ersten Obersten!“ sagte der Leutnant Kulin. Alle Offiziere erhoben sich. Auch Tarabas stand auf. „Es lebe die neue Armee!“ sagte Tarabas. „Es lebe die neue Armee!“ wiederholten alle. Und mitten in das Geklirr der aneinanderstoßenden Gläser brach, ein etwas verspätetes und schüchternes Echo, die Stimme des Juden Kristianpoller: „Es lebe unsere neue Armee!“

Sofort, nachdem er diese Worte ausgestoßen hatte, erschrak Nathan Kristianpoller gewaltig. Und er eilte hinter die Theke, schlug die kleine, hölzerne Tür auf, die in den Hof ging, rief nach dem Hausknecht Fedja und befahl ihm, zwei Fäßchen Branntwein aus dem Keller zu holen. Indessen hub drinnen in der Stube eine allgemeine Verbrüderung an. Einzelnen zuerst, hierauf in kleinen Gruppen, verließen die Männer ihre Sitze, näherten sich, immer mutiger und vertraulicher, dem Obersten Tarabas und leerten ihre Gläser auf sein Wohl. Tarabas fühlte sich immer wohler und heimischer. Mehr noch als der Schnaps wärmte ihn die untertänige Freundschaft der Offiziere, Eitelkeit wärmte sein Herz. „Du, mein Freund“, sagte er bald wahllos dem und jenem. Alsbald rückten sie auch die Tische zusammen. Keuchend und die Stirnen schweißbedeckt, kamen Kristianpoller und der Hausknecht Fedja mit den Schnapsfässern. Eine Weile später rann der wasserklare Branntwein in die geräumigen, funkelnden Weingläser, sechsunddreißig an der Zahl, die auf dem Schanktisch warteten. Sobald eines gefüllt war, wurde es von Hand zu Hand gereicht wie Wassereimer bei einem Brand. Dann, als gälte es, ein Feuer zu löschen, stellten sich die Offiziere in einer Kette auf, von der Theke Kristianpollers bis zum Tisch, an dem der furchtbare Tarabas saß, und reichten einander die gefüllten Gläser. So reichten sie einander ein volles Glas nach dem andern weiter; und ordentliche Gläser waren es.

Auf einen Wink des Majors Kulubeitis erhoben alle gleichzeitig die Gläser, brüllten ein unheimliches „Hurra“, das den Juden Kristianpoller vollends verzagt machte, den Knecht Fedja aber dermaßen erfreute, daß er überraschend aus vollem Herzen zu lachen anfang. Er mußte sich bücken, so schüttelte ihn sein eigenes Gelächter. Dabei schlug er mit seinen schweren Händen auf seine vollen Schenkel. Anstatt daß dieses törichte Gelächter die Herren beleidigt hätte, wie Kristianpoller bereits zu befürchten begann, steckte es im Gegenteil auch die gutgelaunten Offiziere an, und alle Welt lachte nun, stieß mit den Gläsern an, prustete, schüttelte sich, brüllte und hustete. Alle waren sie plötzlich von einer unerbittlichen Fröhlichkeit unterjocht worden, preisgegeben und ausgeliefert waren sie ihrem eigenen Gelächter. Ja, Tarabas selbst, der Gewaltige, winkte unter dem unaufhörlichen Jubel aller den lachenden Fedja heran und befahl ihm zu tanzen. Und damit die Musik nicht fehle, ließ Tarabas einen der Seinen hereinrufen, einen gewissen Kalejczuk, der vortrefflich die Ziehharmonika zu handhaben verstand. Dieser begann aufzuspielen, sein Instrument in beiden Händen vor der gereckten Brust. Er spielte den weitbekannten Kosakentanz, denn er hatte sofort erkannt, daß der Knecht Fedja sein Landsmann war. Und sofort gleichsam Herz und Füße getroffen von den Klängen der Ziehharmonika – begann Fedja zu tanzen. Die Kette, welche die Offiziere bis jetzt gebildet hatten, rundete sich zu einem Ring, in dessen Mitte Fedja herumhüpfte und Kalejczuk die Ziehharmonika bearbeitete. Freiwillig, ja glücklich zuerst hatte Fedja zu tanzen begonnen. Allmählich aber, unter der Gewalt der Musik, die ihn befahligte und der er sich in süßem und

zugleich qualvollem Gehorsam fügte, erstarrte sein lächelndes Gesicht, und sein offener Mund konnte sich nicht mehr schließen. Zwischen seinen gelben Zähnen zeigte sich von Zeit zu Zeit die lechzende Zunge, als gälte es, die Luft zu lecken, an der es den Lungen fehlte. Er drehte sich um die eigene Achse, ließ sich hierauf fallen und wirbelte hockend in den Knien im Kreise herum, erhob sich wieder, um einen Luftsprung zu vollführen: alles, wie es die Gesetze des Kosakentanzes vorschrieben. Man sah ihm an, daß er gerne innegehalten hätte. Zuweilen schien es, daß den Tänzer alle Kräfte zu verlassen drohten, ja, daß sie ihn schon verlassen hätten und daß er nur noch getrieben und belebt ward von den wehklagenden und feurigen Klängen des Instruments und von den rhythmischen, klatschenden Schlägen, welche die rundum als Wächter des Tanzes aufgestellten Offiziere mit ihren Händen vollführten. Auch den Musikanten Kalejczuk ergriff alsbald die Lust sich zu bewegen. Die Musik, die er machte, überwältigte ihn selbst so, daß er sich, die rührigen Finger immer noch unablässig in den Klappen der Ziehharmonika, plötzlich zu drehen begann, zu hüpfen, sich in die Knie fallen zu lassen und dem unermüdlichen Fedja entgegentanzten. Schließlich sprangen auch einige Offiziere aus dem Kreis, tanzten, so gut sie konnten, mit den beiden um die Wette, und die übrigen, die noch dastanden, stampften zum Takt mit den Stiefeln und hörten nicht auf, in die Hände zu klatschen. Ein ungeheuerlicher Lärm erhob sich. Es dröhnten die Stiefel auf dem Boden, die Fensterscheiben schepperten, die Sporen klirrten und die noch leeren Gläser, die nebeneinander auf dem blechernen Schanktisch standen und auf neue Trinker zu warten schienen. Der Jude Kristianpoller wagte nicht, den Platz zu verlassen, auf dem er stehengeblieben war. Merkwürdigerweise beruhigte ihn dieser ganze Lärm in der gleichen Weise, wie er ihn erschreckte. Er fürchtete, man würde auch ihn im nächsten Augenblick tanzen lassen, wie Fedja, den Knecht. Haß war in seinem Herzen und Bangnis. Zugleich wünschte er, diese Leute möchten noch mehr trinken, obwohl sie ja, wie er bereits wußte, kein Geld hatten, zu bezahlen. Reglos stand er neben seiner Theke da, ein Fremder in seinem eigenen Hause. Und er wußte nicht, was er da zu tun hätte. Und er wollte seinen Schanktisch verlassen – und er wußte auch, daß es unmöglich sei. Ratlos, armselig und geschäftig, trotz seiner Unbeweglichkeit, stand er da, der Jude Kristianpoller.

Nun, der goldige Herbsttag ging indessen zu Ende. Und den drei großen Fenstern gegenüber, auf den Schragen, an denen die gebräunten, fettigen Ledergürtel hingen und die blitzenden Säbel, spiegelte sich die rötlich untergehende Sonne des Herbstes. Auf sie richtete der Jude Nathan Kristianpoller seinen Blick. Ein Zeichen schien es ihm, daß der alte Gott noch bestehe. Er wußte, der Jude, daß die Sonne im Westen unterging und daß sie jeden wolkenlosen Tag auf diesen Schragen fiel: dennoch schöpfte er in diesem Augenblick Trost aus längst vertrautem und selbstverständlichem Tatbestand. Mochte Tarabas, der Fürchterliche, auch gekommen sein. Die Sonne Gottes ging noch unter, wie jeden Tag zuvor. Es war die Zeit gekommen, das Abendgebet zu sagen, das Antlitz gegen Osten gewendet, das heißt eben gegen den Schragen, den Kristianpoller jetzt betrachtete. Wie konnte er beten? Immer noch verstärkte sich der Lärm. Alle Schrecken des Krieges und der bisherigen verschiedenen Besatzungen erschienen Kristianpoller in diesem Augenblick harmlos, verglichen mit dem eigentlich ganz ungefährlichen Gestampf und Gebrüll der Männer um Tarabas. Dieser saß übrigens, als der einzige, an seinem Tisch. Er lehnte sich weit zurück, fast lag er mehr, als er saß, die Beine in den prallen Hosen auseinandergespreizt, die Füße in den funkelnden Stiefeln weit vor sich hingestreckt. Von Zeit zu Zeit fühlte er sich bewogen, in die Hände zu klatschen, wie die andern es unaufhörlich taten. Nun stand schon ein gutes Dutzend geleerter Gläschen auf seinem Tisch – und immer noch gesellte sich ein neues, gefülltes dazu, dargebracht wie ein Opfer von den fürsorglichen Händen der im Rund aufgestellten Offiziere. Außer Tarabas trank seit einer halben Stunde kein anderer mehr. Von seinem Platz an der Theke aus konnte der Jude Kristianpoller merken, wann es an der Zeit sei, ein neues Gläschen zu füllen. Eigentlich starrte er die ganze Zeit nur noch auf den Tisch des Obersten Tarabas, und weder der Lärm, der ihn fast betäubte, noch der vielfältige Kummer, der ihn erfüllte, konnte ihn von der im Augenblick allerwichtigsten Sorge ablenken: ob der Fürchterliche noch mehr zu trinken wünsche. Aus der Flasche, die Kristianpoller vorher auf den Tisch gestellt hatte, schüttete Tarabas nichts mehr nach. Offenbar gefiel es ihm besser, wenn ihn die Offiziere bedienten. Nunmehr fing er an, wie Kristianpoller zu bemerken glaubte, der Müdigkeit anheimzufallen. Er mochte, nach der oberflächlichen Schätzung des Wirtes, bereits das sechzehnte Glas geleert haben. Er gähnte, der Große;

Kristianpoller sah es ganz deutlich. Und diese unzweifelhafte Äußerung einer allgemeinen menschlichen Schwäche beruhigte den Juden.

Indessen verschwand der abendliche Widerschein der Sonne sehr schnell aus der Gasthausstube. Es wurde dunkel, auf einmal fast. Plötzlich hörte man einen schweren Fall. Fedja lag da, auf dem Rücken, die Arme ausgestreckt, und die Ziehharmonika brach ab, als hätte sie jemand in der Mitte entzweigeschnitten. „Wasser!“ rief einer. Kristianpoller stürzte mit dem Eimer herbei, der immer hinter der Theke bereitstand, und goß einen schweren, kalten Schwall auf Fedjas Angesicht. Ringsum beobachtete man genau, mit mehr Eifer als Schrecken, wie Fedja aus der Ohnmacht erwachte, prustete und sofort nach seiner Rückkehr ins Leben, liegend noch, ein schallendes Gelächter begann ... ähnlich, wie ein Neugeborenes das Licht der Welt mit jämmerlichem Weinen begrüßt. Es war inzwischen völlig dunkel geworden.

„Macht Licht!“ rief Tarabas und erhob sich. Kristianpoller entzündete zuerst die Laterne, die stets auf dem Schanktisch stand, und an ihr, wie er es immer gewohnt war, mit Hilfe eines zusammengerollten Papierchens die Petroleumlampe. Das gelbliche, fettige Licht fiel gerade auf Fedja, der sich lachend erhob. Er prustete, schnaufte, Wasser rann von seinem Kopf und von seinen Schultern. Alle anderen schwiegen. Keiner rührte sich. „Zahlen!“ rief plötzlich Tarabas. Wie lange schon hatte der Jude Kristianpoller diesen Ruf nicht mehr gehört! Wer hatte „Zahlen“ gerufen?

„Euer Hochwohlgeboren, Euer Exzellenz, Herr General“, sagte Kristianpoller, „ich bitte um Vergebung, ich habe nicht gezählt ...“ „Von morgen an wirst du zählen!“ sagte Tarabas. „Ich schlage einen Spaziergang vor, meine Herren.“

Und alle gürteten sich hastig. Mit Geklirr und Gepolter gingen sie hinaus, in die Nacht des kleinen Städtchens Koropta, in einem Rudel hinter Tarabas, der Kaserne entgegen, um zu sehen, wie sich die Mannschaft des neuen Regiments in der Finsternis betrage.

XI

In den folgenden Tagen fühlte sich Oberst Tarabas, der furchtbare König von Koropta, nicht mehr heimisch in seinem Reich. Erwachte er des Morgens in dem breiten und gefälligen Bett, das ihm der Gastwirt Kristianpoller bereitet hatte, so wußte der König Tarabas nicht mehr, was sich gestern alles zugetragen hatte. Und die Erwartung der Dinge, die sich heute noch ereignen sollten, verwirrte ihn noch mehr. Denn wahrhaft verwirrend waren die Ereignisse, die sich in diesen Tagen rings um den Obersten häuften, teuflische Ereignisse. Teuflische Papiere brachten die häufigen Kuriere, die herbeikamen aus der Hauptstadt, zu Fuß, in Wagen, beritten und in alten Militärautomobilen. Es war für Tarabas kein Zweifel, daß in diesem seinem neuen Vaterland ein papierener Teufel regierte. Unter seinem Befehl saßen tausend wütige Schreiber in der neuen Hauptstadt und sannen auf listige Pläne, Tarabas zu verderben. Rothaarige Schreiber waren es, rothaarige Juden vielleicht. Der Bursche mußte den Obersten am Morgen ankleiden, rasieren und bürsten. Er mußte ihm die schweren, engen Stiefel anpassen, neben dem Herrn vor dem Bett niederknien, Kopf und Oberkörper zwischen den gespreizten Beinen des Obersten bald vorstrecken und bald zurückziehen, die starken, braunen Fäuste abwechselnd an den Schäften und Zuglappen des rechten und an denen des linken Stiefels, hierauf geduckt vorkriechen und kräftig gegen Fersen und Sohlen klopfen, damit der Fuß Tarabas endlich bequem in seine Behausung gelange. Denn es war, als ob sich der ganze Widerwille Tarabas gegen den neuen Tag, der sich da drohend vor dem Fenster erhob, in den widerspenstigen Füßen gesammelt hätte. Um sie an die Erde wieder zu gewöhnen, stampfte er ein paarmal dröhnend auf den Boden, reckte dabei die Arme hoch, gähnte, mit einem langgezogenen, hohlen Schrei, und ließ sich den Riemen mit Dolch und Pistole umgürten. Es sah aus, als würde ein königliches Roß angeschirrt. Das war der Augenblick, in dem der Jude Kristianpoller, der seit dem ersten Morgengrauen hinter der Tür gelauscht hatte, auf lautlosen Pantoffeln in die Schenke eilte, den Tee zu bereiten. Kam dann der Oberst in die Schankstube, so rief Kristianpoller ein lautes „Guten Morgen“, das wie bestimmt war, eine ganze Stadt zu

begrüßen. Es war, als schallte die ganze große Freude des Juden, seinen erhabenen Gast endlich wiederzusehn, in diesem Gruß. „Guten Morgen, Jude!“ erwiderte der Furchtbare. Es war ihm angenehm, der lärmende Gruß Kristianpollers weckte ihn erst eigentlich, bestätigte ihm auch, daß er noch mächtiger war als der anbrechende Tag; mochte der noch viele neue Papiere bringen. Gierig, mit gewaltigen Schlucken trank er den glühenden Tee, erhob sich, grüßte und rasselte in die Kaserne. Alle, die ihm unterwegs begegneten, wichen ihm aus und verbeugten sich tief. Er aber sah niemanden an.

Neues Unglück erwartete ihn in der Kanzlei. Er war ein gebildeter Mensch, Akademiker sogar. Einmal, vor Jahren, hatte er ganz verteufelte Formeln begriffen, Prüfungen bestanden. Ach, kein schlechtes Köpfchen war der Tarabas gewesen! Heute hatte er zwei Hauptleute zu Hilfe genommen; vier Schreiber, befehligt von einem kundigen Unteroffizier, saßen da und schrieben (auch sie wie Teufel). Alle zusammen verwickelten noch mehr die unzähligen Erlässe, die aus der Hauptstadt kamen, verwickelten die Anfragen, lösten keines der vielen Rätsel, verdichteten den Nebel, der sich aus den Papieren zu erheben schien, traten vor Tarabas mit verwirrenden Berichten, fragten ihn, ob sie dies und jenes zu tun hätten, und sagte er ihnen, sie möchten ihn in Ruhe lassen, so verschwanden sie wie Gespenster, vom Erdboden verschluckt, und ließen ihn allein mit der Qual der Verantwortung! Ach, er sehnte sich nach dem Kriege, der gewaltige Tarabas! Die wahllos Zusammengelaufenen, aus denen sich sein neues Regiment zusammensetzte, waren nicht seine alten Soldaten. Aus Hunger waren sie zu Tarabas gekommen, aus keinem andern Grunde. Jeden Tag meldete man ihm Desertionen. Jeden Tag, wenn er den Exerzierplatz besuchte, bemerkte er neue Lücken in den einzelnen Zügen. Man exerzierte faul und schläfrig. Ja, einige seiner Offiziere hatten nicht einmal eine Ahnung von Kompanieexerzieren. Welch Greuel für einen Tarabas! Nur auf seine wenigen Getreuen, die er hierher nach Koropta mitgebracht hatte, konnte er sich noch verlassen. Die andern fürchteten ihn zwar noch; aber schon fühlte er, daß diese Furcht auch den Verrat gebären konnte und den Meuchelmord. Gehorchte man noch seinen Befehlen? – Man nahm sie nur ohne Widerspruch entgegen. Auflehnung wäre ihm genehmer gewesen.

Und Tarabas erinnerte sich an den unseligen Sonntag, an dem der rote Fremdling zum erstenmal vor ihm erschienen war und mit dem das große Unheil angefangen hatte. Zeitweilig erfüllte ihn ein grimmiger Haß gegen seine Untergebenen, wie er ihn niemals gegen den Feind gekannt hatte. Und er erhob sich am Abend, wenn er sicher war, daß sie alle, seine Feinde, schon lange schliefen, vom friedlichen Tisch des Gasthofs, verließ ohne Gruß die Gesellschaft der zechenden Kameraden und eilte, Rachedurst im Herzen, mit großen Schritten in die Kaserne. Er visitierte die Wachen, ließ die Zimmer öffnen, riß die Decken von den nackten Leibern der Schlafenden, durchsuchte Lager und Strohsäcke, Rucksäcke und Bündel, Taschen und Kissen, kontrollierte das Klosett, drohte, den und jenen zu erschießen, fragte nach den Militärpässen, den Papieren, den Schlachten, die der und jener mitgemacht hatte, wurde plötzlich gerührt, war nahe daran, sich zu entschuldigen, dann von neuem Grimm gegen sich selbst erfüllt, hierauf von Wehmut und Mitleid. Tief beschämt, aber die Scham geborgen hinter klirrender Furchtbarkeit, stampfte er von dannen (und wie gerne hätte er seinen Schritt lautlos gemacht), zurück in den Gasthof.

Noch hatte er keine Löhnung für seine Mannschaft bekommen, keine Gage für sich und seine Offiziere. Seine Getreuen stahlen und raubten, was sie brauchten, wie sie gewohnt waren, in Häusern und Gehöften. Der Bevölkerung hatte er, der Sitten eingedenk, die in eroberten Gebieten galten, befohlen, vorläufig jeden Nachmittag dem Regiment Lebensmittel zu liefern. Pünktlich jeden Nachmittag um vier Uhr standen die Einwohner von Koropta mit Körben und Bündeln im Hof der Kaserne. Sie bekamen für Fleisch, Eier, Butter und Käse sogenannte Quittungen, winzige Zettelchen. Überreste und Fetzen aus altem vergilbtem Kanzleipapier, beschrieben von der ungelenken Hand des Feldwebels Konzew, gezeichnet von Tarabas mit einem kraftvollen T. Einmal sollten, nach Tarabas Kundgebung, die drei seiner Männer unter heftigem Trommeln in Koropta verlautbart hatten, diese Quittungen eingelöst und bezahlt werden. Man traute den Trommlern nicht. Wie oft schon im Verlauf dieses Krieges hatten die Menschen von Koropta Trommler vernommen! Aber furchtsam wie bisher brachten sie in die Kaserne, was sie an entbehrlicher Nahrung besaßen oder gekauft hatten – und auch die

Ärmsten trugen noch eine Kleinigkeit herbei, ein Töpfchen Schmalz, eine Schnitte Brot, Kartoffeln, Zuckerrüben, Rettich und gebratene Äpfel.

Die unersättlichen Offiziere verpflegte der Jude Kristianpoller. Der alte, hilfreiche und grausame Gott schenkte dem Juden Kristianpoller an jedem neuen Tag ein neues Geschenk. Aus dem Dörfchen Hupki kam der gute Schwager Leib mit einem halben Ochsen. Und am nächsten Tage erschien unerwartet der Schinder Kuropkin, der ein gestohlenen Schwein gegen einen Liter Schnaps umzutauschen gehofft hatte. Nicht vergeblich war seine Hoffnung gewesen. Zwei Liter gab ihm Kristianpoller. Dafür schlachtete Kuropkin eigenhändig das Schwein und briet es im Hof im offenen Feuer. Mit Geld hatte bis jetzt nur der furchtbare Tarabas bezahlt. Von den anderen hatte Kristianpoller nicht einmal Quittungen erhalten. Aber was bedeutete auch das neue, in der Hast hergestellte Papiergeld, das der neue Staat auslieferte? Würde es noch zu Lebzeiten Kristianpollers in bares Gold umgetauscht werden? Bares Gold, fünf meterhohe Rollen aus goldenen Zehn-Rubel-Stücken, bewahrte Kristianpoller im zweiten Stockwerk seines Kellers auf. Schon bereitete er sich auf den Tag vor, an dem er, die Gefräßigkeit seiner verhaßten Gäste zu befriedigen, in den Keller steigen würde, um etwas von einer der Rollen abzuheben. Aber er betete, dieser Tag möchte noch sehr ferne liegen.

Schon hatte Tarabas Botschaft nach der Hauptstadt geschickt, es fehle an Geld und er könne, wenn es ausbliebe, Meuterei und Unruhe erwarten. An einem der nächsten Tage erschien ein eleganter Leutnant in der neuen Uniform des Landes in Koropta, just zu einer Zeit, in der Oberst Tarabas bereits in der Gesellschaft der Kameraden trank. Der Leutnant meldete, daß am nächsten Tage die Exzellenz, der General Lakubeit, die Garnison inspizieren werde. Tarabas erhob sich. „Bringt er Geld, der General?“ fragte er. „Gewiß!“ sagte der Leutnant. „Setz dich und trink!“ befahl Tarabas.

Der Leutnant setzte sich gehorsam. Er trank sehr wenig. Er war der Adjutant eines nüchternen Generals.

XII

Am nächsten Morgen traf der General Lakubeit ein. Tarabas erwartete ihn am Bahnhof. Der Anblick des Generals, eines schwächlichen, kleinen Mannes, überraschte den Obersten Tarabas; ja, er fühlte sich durch die Winzigkeit des Generals überrumpelt. Es war ihm, als verhiße der schwache Körper der Exzellenz seinem eigenen, sehr kräftigen wenig Gutes. Vom Trittbrett schon reichte ihm der General die Hand. Aber es war, als suchte die Exzellenz eher sich auf Tarabas mächtige Hand beim Absteigen zu stützen als sie zur Begrüßung zu drücken. Das dürre, zerbrechliche Händchen des Generals fühlte Tarabas einen Augenblick in seiner mächtigen Faust wie einen kleinen, warmen, hilflosen Vogel. Der Oberst Tarabas war gerüstet, einen General zu empfangen, wie er deren viele kannte: zumeist mächtige und männliche Erscheinungen, bärtige, zumindest schnurrbärtige Herren, mit geradeaus gerichtetem, soldatischem Blick, mit harten Händen und festen Schritten. Solch einem General zu begegnen, war Tarabas gerüstet gewesen. Lakubeit aber war bestimmt einer der sonderbarsten Generale der Welt. Sein glattrasiertes, gelbes, verkniffenes Gesichtchen wuchs, irgendeiner fremden, alten, verrunzelten Frucht ähnlich, aus dem hohen, breiten, blutroten Kragen und barg sich im Schatten des riesigen, schwarzen Daches, mit dem die graue, goldbetriebte Mütze eigens zu dem Zweck versehen zu sein schien, um das alte Köpfchen vor weiterer Verwelkung zu schützen. Die dünnen Beine Lakubeits versanken in den hohen Stiefeln, die gewöhnlichen Bauernstiefeln glichen und nicht mit Sporen versehen waren. Ein lockeres Jäckchen umflatterte die dünnen Rippen der Exzellenz. Eine Vogelscheuche war es eher, kein General ...

Ein so kümmerliches Aussehn hielt Tarabas für eine besondere Tücke. Er liebte seinesgleichen. Er liebte seine Ebenbilder. Sehr tief, geborgen auf dem Grunde seines Herzens, ruhte schlafend noch, aber von Zeit zu Zeit aus dem Schlaf murmelnd und mahnend, die Ahnung, daß der gewaltige Tarabas einmal eine entscheidende, eine schicksalhafte Begegnung haben werde mit

einer der vielen schwächlichen Persönchen, die sich auf dieser Erde herumtrieben, überflüssig und listig und zu nichts Rechtem zu gebrauchen. Als er an die Seite des Generals trat, um ihn zum Ausgang zu geleiten, bemerkte er, daß Lakubeit ihm bis zur Höhe des Ellbogens reichte, und, aus Höflichkeit und Disziplin sah sich der Oberst Tarabas gezwungen, sich kleiner zu machen, so gut es ging, den Rücken zu beugen, den langen Schritt zu verkürzen, die Stimme zu dämpfen. Seine Sporen klirrten. Lautlos aber waren die Stiefel des Generals. „Mein Lieber!“ sagte der General mit ganz leiser Stimme. Tarabas beugte den Rücken noch tiefer, um genau zu hören. „Mein Lieber“, sagte der General Lakubeit, „ich danke Ihnen für den Empfang. Ich weiß viel von Ihnen. Ich kenne Sie schon lange, dem Namen nach. Ich freue mich, Sie zu sehn!“ – Sprach so ein General? – Tarabas wußte nichts Rechtes zu erwidern.

Unterwegs, als sie im Wagen saßen – es war der Wagen Kristianpollers, und einer der Männer Tarabas lenkte ihn –, sprach der General Lakubeit gar nicht. Zusammengeschrumpft, ein winziges Kind, saß er neben Tarabas und ließ seine blanken, dunklen Äuglein flink über die Landschaft gleiten. Man sah es, wenn er die große, goldbetreßte Mütze abnahm (was er ein paarmal während der Fahrt tat, obwohl es gar nicht heiß war). Ein paarmal versuchte auch Tarabas, ein Gespräch anzufangen. Sobald er aber zu einem Wort ansetzte, war es ihm, als sei der General Lakubeit viele Meilen von ihm entfernt. Schlimme Ahnungen durchzogen das Herz des gewaltigen Tarabas, dunkle Ahnungen! Als sie in das Städtchen kamen und links und rechts auf den hölzernen Bürgersteigen die Einwohner von Koropta in gewohnter Unterwürfigkeit grüßten, begann der General Lakubeit, nach allen Seiten hin zu lächeln und die Grüße zu erwidern, den kahlen, gelblichen Schädel entblößt, die Mütze auf den Knien. Die schmalen Lippen öffneten sich und zeigten einen zahnlosen Mund. Nun war Tarabas seiner Sache sicher: der oberste der gefährlichen papierenen Teufel war dieser Lakubeit.

Sie hielten vor dem Gasthof Kristianpollers, und der General sprang hurtig ab, ohne sich um Tarabas zu kümmern. Dem Gastwirt nickte er freundlich zu, die Mütze setzte er sich eiligst aufs Köpfchen und sprang geradezu in das Innere des Gasthofs. Er bestellte einen Tee und ein hartes Ei. Und Tarabas rührte den Schnaps nicht an, den Kristianpoller, wie gewöhnlich, ohne zu fragen, vor den Obersten hingestellt hatte. Der General klopfte das Ei sachte gegen den Rand der Untertasse, während der elegante Leutnant, sein Adjutant, eintrat und sich vor dem Tisch aufpflanzte. „Setzen Sie sich“, murmelte der General und schälte mit dürrem Zeigefinger das Ei bloß.

Nachdem er also in vollkommener Stille das Ei gegessen und den Tee getrunken hatte, sagte der General Lakubeit: „Jetzt wollen wir uns das Regiment ansehen!“ Gewiß, der Oberst Tarabas hatte alles vorbereitet. Seit dem frühen Morgen wartete das Regiment vor der Kaserne auf den General. Auch in den Mannschaftsstuben war alles in bester Ordnung. Dennoch sagte der Oberst Tarabas: „Ich kann nicht für alles garantieren. Ich hatte keine Löhnung, keine Uniformen, nicht einmal die Kaserne war brauchbar, als ich ankam. Auch kann ich nicht für jeden Mann des Regiments die Verantwortung übernehmen. Viele sind desertiert. Es ist viel Gesindel dabei.“

„Trinken Sie zuerst Ihren Schnaps“, sagte der General.

Tarabas trank.

„Und Sie auch!“ sagte der General zum Leutnant.

„Zwei Kisten mit Geld kommen heute nach“, sagte dann der General.

„Somit dürften die Hauptschwierigkeiten behoben sein. Es ist Geld für zwei Monatsgagen und Löhnung für sechs Dekaden. Ferner ist noch da ein Überschuß für Bier und Schnaps. Die gute Laune ist das wichtigste. Das wissen Sie, Oberst Tarabas.“

Ja, der Oberst Tarabas wußte es.

Schweigsam bestiegen sie den Wagen und rollten in die Kaserne. Mit hastigen, kleinen Schritten trippelte der General Lakubeit an den Reihen des aufgestellten Regiments vorbei. Er nahm oft, wie es seine Gewohnheit zu sein schien, die Mütze ab. So, barhaupt, mit seinem nackten Schädelchen, reichte er gerade bis zu den Kolben der geschulterten Gewehre, und man mußte annehmen, daß seine flinken Äuglein lediglich die Koppeln und das Stiefelzeug der Männer zu mustern imstande waren. Die Leute vollzogen die üblichen Kopfwendungen, aber ihre Augen sahen hoch über dem Köpfchen Lakubeits in die Luft. Manchmal aber, erschreckend und jäh, hob der General den Kopf, blieb stehen, seine flinken Augen wurden starr und bohrten sich im Angesicht, im Körper, im Riemenzeug eines beliebigen Mannes oder Offiziers fest.

Es war, als prüfte der General Lakubeit gar nicht, wie sonst alle Generale der Welt, die militärischen Eigenschaften der Menschen, die er anblickte. Auf ihre militärischen Tugenden geprüft zu werden, waren sie alle gewohnt. Sie kannten den Krieg, die Gefangenschaft, Schlachten und Wunden, den Tod selbst: was konnte ihnen ein General anhaben? Dieser winzige Lakubeit aber schien, wenn er so überraschend stehnblieb, das Innerste, die Seele zu erforschen. Gleichsam, um diese vor ihm zu verbergen, panzerten sich die Männer mit einer militärischen Strammheit, hüllten sich in Disziplin, erstarrten wie in den ersten Rekrutenjahren und hatten doch das peinigende Gefühl, daß alles umsonst war. Die meisten glaubten an den Teufel. Und sie, wie ihr Oberst Tarabas, glaubten auch, kleine Höllenfeuerchen in den Äuglein Lakubeits glimmen zu sehn.

Sehr schnell beendete Lakubeit die Inspizierung. Er ging mit Oberst Tarabas in die Kanzlei, befahl, die Schreiber wegzuschicken, setzte sich, blätterte in den Papieren, ordnete sie mit seinen geschickten, mageren Händchen in einzelne Häuflein, lächelte manchmal, glättete zärtlich einen Haufen und dann den andern, sah auf Tarabas, der ihm gegenüber saß und sagte:

„Oberst Tarabas, diese Sache verstehn Sie nicht!“

Nun gab es also eine Sache, die der gewaltige Tarabas nicht verstand; und man weiß, daß es, seitdem Tarabas in den Krieg gezogen war, eine solche Sache nicht gegeben hatte.

„Ja“, wiederholte der General Lakubeit mit seiner dünner Stimme, „diese Sache verstehn Sie nicht, Oberst Tarabas.“

„Nein“, sagte der gewaltige Tarabas, „nein, in der Tat, ich verstehe diese Sache nicht. Die beiden Hauptleute, die ich für Sachverständige hielt, sie waren Rechnungshauptleute im Krieg, und die Schreiber, die ich bestellt habe: sie begreifen die Angelegenheit auch nicht. Sie erstatten mir Berichte, die ich nicht verstehe, es ist wahr! Ich fürchte, sie verwirren all die Angelegenheiten noch mehr.“

„Ganz richtig“, sagte der General Lakubeit. „Ich werde Ihnen, Oberst Tarabas, einen Adjutanten schicken. Einen jungen Mann. Behandeln Sie ihn nicht geringschätzig! Er hat den Krieg nicht mitgemacht. Schwach gewesen. Kränklich! Ja, keine Soldatennatur wie Sie, gottlob, eine sind, Oberst! Um Ihnen die Wahrheit zu sagen: er war mein Gehilfe, zehn Jahre lang, im Frieden. Ich bin nämlich, müssen Sie wissen – und ich hoffe, es macht Ihnen nichts –, Advokat gewesen. Im Krieg war ich Auditor, kein Krieger. Sie werden es bemerkt haben. Im übrigen, Oberst Tarabas, bin ich der Advokat Ihres Herrn Vaters gewesen. Ich habe ihn erst vor einer Woche gesprochen, Ihren alten Herrn Vater. Er hat mir keine Grüße für Sie mitgegeben...“

Der General Lakubeit machte eine Pause. Seine eindringlichen, eintönigen Worte standen gleichsam noch im Raum, jedes einzeln, hart, scharf und still standen sie rings um den Obersten Tarabas wie ein Zaun aus dünnen, geschliffenen Pfählichen. Unter ihnen ragte nur das Wörtchen „Vater“ ein wenig hervor. Auf einmal glaubte der Oberst Tarabas zu fühlen, wie er klein und immer kleiner werde, eine geradezu körperliche Veränderung, ohne Zweifel. Und wie er früher, aus Disziplin und Höflichkeit, vergeblich versucht hatte, geringfügiger als der General zu erscheinen, so gab er sich jetzt Mühe, seine körperlichen Maße zu bewahren, steil und

aufrecht dazusitzen, gewaltiger Tarabas, der er war. Noch konnte er über den kahlen Kopf General Lakubeits hinwegsehen, zum Fenster hinaus, er nahm es mit Genugtuung zur Kenntnis. Sonniger Herbst war draußen. Ein goldener, halbentblätterter Kastanienbaum stand vor dem Fenster. Dahinter, zum Greifen nahe, schimmerte das eindringliche Blau des Himmels. Zum erstenmal seit seiner Kindheit empfand der Oberst Tarabas die Kraft und Stärke der Natur, ja, er roch den Herbst hinter dem Fenster, und er wünschte sich, wieder ein Knabe zu sein. Eine kurze Weile verlor er sich in Erinnerungen an seine Kinderzeit, und er wußte zugleich, daß er nur vor dieser Stunde floh, zurück in die Vergangenheit rettete er sich, der gewaltige Tarabas, und wurde somit nur noch kleiner und winziger und saß schließlich vor dem General Lakubeit da wie ein Knabe.

„Ich hatte die Absicht“, log er, „meine Eltern bald zu besuchen.“ Der General Lakubeit aber schien diesen Satz nicht zu hören. „Ich habe Sie gekannt“, sagte Lakubeit, „als Sie noch ein Knabe waren. Ich bin oft bei Ihrem Vater gewesen. Sie waren dann in diese Petersburger Affäre verwickelt. Sie erinnern sich noch. Es hat damals schwere Mühe gekostet. Und Geld, schweres Geld auch, Sie sind dann nach Amerika gegangen. Dann war diese Affäre mit dem Wirt, den Sie geschlagen haben...“

„Der Wirt?“ sagte Tarabas.

Wie lange schon hatte er an diesen Wirt nicht mehr gedacht, und nicht mehr an Katharina. Nun sah er wieder Katharina, den gewaltigen, roten Rachen des Wirtes, die Cousine Maria, das schwere, silberne Kreuz zwischen ihren Brüsten, die große, gläserne Kugel, dahinter das Gesicht der Zigeunerin.

„In New York“, begann plötzlich Tarabas, und es war, als erzählte jemand anderer, als erzählte ein anderer aus ihm, „in New York, auf einem Jahrmarkt, hat mir eine Zigeunerin geweissagt, ich würde ein Mörder und ein Heiliger werden... Ich glaube schon, daß der erste Teil dieser Prophezeiung...“

„Oberst Tarabas“, sagte der kleine Lakubeit, und er hielt sein mageres Händchen vor das Gesicht und spreizte die Finger, „der erste Teil der Prophezeiung ist noch nicht in Erfüllung gegangen. Den New Yorker Wirt haben Sie nicht umgebracht. Er lebt allerdings auch nicht mehr. Er ist in den Krieg gegangen und gefallen. Bei Ypern; um ganz genau zu sein. Die Geschichte hat viel Mühe gekostet. Sehn Sie: die Justiz – entschuldigen Sie die Abschweifung – hat sich durch den Krieg nicht beirren lassen. Man hat Sie verfolgt. Sie hätten eine neue Degradierung erlebt, wenn Sie den braven Mann damals totgemacht hätten. Übrigens hat der junge Mann, den ich Ihnen zu schicken gedenke, Ihre Sache damals geführt. Sie haben ihm einiges zu danken! Ihr Vater war aufgeregt damals.“

Es war ganz still. Die eintönige Stimme Lakubeits wehte daher; ein sanfter Wind, wehte sie dem Obersten Tarabas entgegen. Ein sanfter, hartnäckiger, unausweichlicher Wind. Wohlvertraut auch und zugleich peinlich. Er kam aus längstvergangenen, wohlvertrauten, unangenehmen Jahren.

„Meine Cousine Maria?“ fragte Tarabas.

„Sie ist verheiratet“, sagte Lakubeit. „Sie ist mit einem deutschen Offizier verheiratet. Sie hat sich offenbar in ihn verliebt.“ „Ich habe sie auch geliebt“, sagte Tarabas.

Dann war es ganz still. Lakubeit verschränkte die Hände. Seine ineinander verschlungenen Finger bildeten ein knochiges Gitter auf dem Tisch vor den säuberlichen Aktenhaufen.

Der Oberst Tarabas aber ließ die Hände locker und kraftlos auf den Schenkeln ruhn. Es war ihm, als könnte er die Hände nicht mehr von den Schenkeln, die Füße nicht mehr vom Fußboden heben. Maria hatte sich in einen fremden Offizier verliebt. Verrat am gewaltigen Tarabas! Unrecht war ihm geschehen, dem fürchterlichen Tarabas, der bis jetzt nur den

anderen Unrecht und Gewalt zugefügt hatte. Großes, bitteres Unrecht fügt man dem armen Tarabas zu. Es mildert ein bißchen die eigene Gewalt, es ist eigentlich ein gütiges Unrecht. Man büßt, man büßt, oh, gewaltiger Tarabas!

„Das wichtigste“, begann der General Lakubeit, „das wichtigste ist: daß Sie Ihr Regiment säubern. Sie werden mindestens die Hälfte hinauswerfen. Wir werden genauen Bericht über die Herkunft jedes einzelnen haben müssen, den Sie behalten. Oberst Tarabas, wir bauen jetzt eine neue Armee. Eine zuverlässige Armee. Wir werden die fremden Leute, die Sie nicht behalten können, ausweisen oder einsperren oder den verschiedenen Konsulaten übergeben. Kurz: wir werden sie los, auf irgendeine Weise. Es ist eigentlich gleichgültig wieso. Behalten Sie Musiker! Musik ist wichtig. Behalten Sie, soweit es geht, Leute, die lesen und schreiben können. Allen aber zahlen Sie die Löhnung aus! Auch jenen, die Sie wegschicken. Damit Sie ihnen leichter die Waffen abnehmen, lassen Sie morgen und übermorgen Bier ausschenken. Sagen Sie meinetwegen, der Herr General hätte es geschenkt. – So, das ist alles!“ schloß Lakubeit und erhob sich.

Schweigsam, wie sie hierhergekommen waren, fuhren sie zum Bahnhof. Der Abend war da. Der Bahnhof lag im Westen von Koropta. Auf der schnurgeraden Straße fuhr man der Abendsonne entgegen, die durch die Rauchwolken rangierender Lokomotiven über dem gelben Giebel des Bahnhofsgebäudes ein wehmütig-rotes Angesicht zeigte. Sie spiegelte sich im riesigen, schwarzen Lackschirm der hohen Generalsmütze. Der elegante Leutnant auf dem Rücksitz starrte stumm und krampfhaft auf dieses Spiegelbild.

„Alles Gute!“ sagte der General Lakubeit, bevor er einstieg. Merkwürdig warm war sein dürres Händchen, ein hilfloser Vogel in des mächtigen Tarabas mächtiger Faust. „Und vergessen Sie das Bier nicht, und auch den Schnaps nicht, wenn nötig“, sagte Lakubeit noch aus dem offenen Fenster.

Dann fuhr der Zug davon – und der gewaltige Tarabas blieb allein; allein, so schien es ihm, wie noch nie in seinem Leben.

XIII

Deshalb trank er am Abend dieses unseligen Tages viel mehr, als seine Gewohnheit war. Er trank so viel, daß der Jude Kristianpoller nachzusinnen begann, auf welche Weise man unbemerkt dem Branntwein Wasser zumischen könnte. Das Leben freute den Gastwirt Kristianpoller nicht mehr, obwohl er bereits wußte, daß zwei Kisten mit Löhnung für die Mannschaft und Gage für die Offiziere am späten Nachmittag gekommen waren. Zwei Unteroffiziere, sechs Mann, alle mit Karabinern in der Hand, hatten das Auto begleitet. Noch stand es im Hof Kristianpollers. Die Kisten lagerten in der Kammer. Der Wachtposten marschierte auf und ab vor dem Eingang. Er war es eben, der den Juden verhinderte, den Branntwein zu verwässern. Eine Laterne pendelte sachte im nächtlichen Wind vor dem Eingang zur Kammer und verbreitete einen gelblichen, fettigen Schimmer im Hof. In der Gaststube hörte man die regelmäßigen, genagelten Schritte des Postens, obwohl alle Offiziere, wie gewöhnlich, an ihren Tischen saßen. Aber sie sprachen nicht, sie flüsterten. Denn mitten, wie auf einer Insel des Schweigens und wie umzäunt von einer Mauer aus blankem und stummem Eis, saß der gefürchtete Oberst Tarabas allein an seinem Tisch. Er trank.

Die ganze Welt hatte Tarabas verlassen. Vergessen und ausgespuckt hatte ihn die Welt. Zu Ende war der Krieg. Der Krieg selbst hatte Tarabas verlassen. Keine Gefahr mehr wartete auf ihn. Verraten fühlte sich Tarabas vom Frieden. Die Sache mit dem Regiment verstand er nicht. Die Cousine Maria hatte ihn verraten. Vater und Mutter schickten ihm keinen Gruß. Sie verrieten ihn. Vergessen, verlassen, ausgespuckt und verraten war der Oberst Tarabas.

Das Regiment, das er aufgestellt hatte, taugte nichts. Er wußte es ja selber. Morgen mußte man die Hälfte wegschicken; entwaffnen und wegschicken. Er erhob sich, er schwankte schon ein bißchen. Er ging in den Hof, seine Getreuen aufzusuchen.

Er rief Konzew, seinen ältesten Feldwebel. Seit mehr als drei Jahren diente Konzew Herrn Tarabas. „Mein Lieber!“ sagte Tarabas. „Mein Lieber!“ wiederholte Tarabas; er lallte schon ein bißchen.

Die mächtige Gestalt des Feldwebels Konzew unter dem gestirnten Gewölbe der klaren Nacht, spärlich beleuchtet von der gelblich schimmernden Laterne, blieb unbeweglich vor dem Obersten stehn. „Komm mit!“ sagte Tarabas. Und der Koloß Konzew setzte sich in Bewegung. Da er sah, daß Tarabas ein wenig schwankte, bückte er sich, dermaßen dem Obersten die Schulter als Stütze darbietend. Tarabas umschlang die Schulter Konzews. Er versuchte, das bärtige, große Angesicht des Feldwebels dem seinigen anzunähern, er roch mit Wohlbehagen den Schnurrbart Konzews, den Atem aus Tabak und Alkohol, oh, den ganzen wohlvertrauten Geruch des Feldsoldaten, die feuchte Ausdünstung des wolligen Uniformstoffes, den erdigen Duft der schweren, klobigen Hände, den süßlichen Juchtergeruch der Stiefelschäfte und des Riemenzeugs. Diese Gerüche konnten den Obersten Tarabas zu Tränen rühren. Schon stahlen sich zwei heiße Tropfen aus seinen Augen. Tarabas konnte nicht sprechen. Er wankte, mit dem Arm den gebückten, gleichsam verkürzten Koloß Konzew umschlingend, in die äußerste, dunkelste Ecke des Hofes.

„Konzew“, begann Tarabas, und es war das erstemal, daß er so zu seinem Feldwebel sprach, „mein lieber, alter Konzew, unser Regiment taugt nichts, der General hat es mir heute gesagt, aber wir zwei haben es ja auch so schon gewußt, nicht wahr, mein Konzew? Ach, mein lieber Konzew, wir müssen sie morgen wegschicken, die schlimme Hälfte, und wir müssen sie morgen besoffen machen.“

„Jawohl, Herr Oberst“, sagte da der Feldwebel Konzew, „wir werden sie besoffen machen, und wir werden sie auch loswerden. Wir werden ihnen die Gewehre abnehmen. Und die Munition auch“, sagte Konzew nach einer Weile als einen ganz besonderen Trost. Er war gut zehn Jahre älter und fünf Zentimeter größer als der Oberst Tarabas, und er benahm sich ganz väterlich.

„Weißt du noch“, sagte dann der Oberst, „der Krieg? – Es war eine großartige Sache. Man hatte es da nicht nötig, Regimenter zusammenzustellen. Man schoß einfach, man kreperte. Ganz einfach. Nicht, mein lieber Konzew?“

„Ja, ja“, sagte der Koloß Konzew, „der Krieg, das war eine Sache! Nie mehr, nie mehr werden wir einen neuen erleben.“

„Und er war schön!“ sagte Tarabas. „Er war herrlich!“ bestätigte Konzew.

„Wir werden morgen nicht ausrücken“, sagte Tarabas. „Wir werden sagen, der General hat einen Tag zum Trinken freigegeben. Um sechs Uhr morgens werden die Leute zu trinken beginnen. Am Abend werden wir sie unter Bewachung hinausschaffen.“

„Wir haben vier Lastautos“, bestätigte Konzew. „Kehren wir um, Herr Oberst!“ Und er geleitete gebückt, um gute drei Zentimeter kürzer, als ihn die Natur geschaffen hatte, den Obersten Tarabas zurück in die Wirtsstube.

„Laß dich umarmen“, sagte Tarabas, bevor er eintrat. Konzew aber sprang einen Schritt vor, stieß die Tür zur Gaststube auf, blieb an der Schwelle reglos stehn und wartete, bis Tarabas eingetreten war. Hierauf salutierte er, verließ mit einem einzigen gewaltigen Schritt die Stube, und eine Weile hörte man noch seine mächtigen Stiefel auf der nächtlichen Erde des Hofes herumstampfen.

Tarabas setzte sich wieder an den Tisch und blieb auch daselbst, und vor ihm reihten sich die Schnapsgläser auf wie funkelnde Soldaten. Allmählich verließen die Offiziere, einer nach dem andern, die Gaststube, jeder mit wortlosem Gruß vor dem Obersten. Allein blieb Tarabas am Tisch. Hinter der Theke saß der Gastwirt Kristianpoller.

Der Oberst Tarabas gedachte offenbar nicht mehr sich zu erheben. Über dem Schanktisch schlug die Wanduhr Kristianpollers eine Stunde nach der anderen. Dazwischen hörte man nur ihr starkes, eisernes Ticken und aus dem Hof die regelmäßigen, genagelten Schritte des Wachtpostens. Sooft der Oberst Tarabas ein Gläschen an den Mund führte, schrak Kristianpoller auf und machte sich bereit, ein neues zu füllen. Unheimlicher noch als der unaufhörlich trinkende Tarabas erschien dem Wirt die vollkommene Stille dieser Nacht, dermaßen, daß er ordentlich froh wurde, sobald der Oberst trank. Von Zeit zu Zeit blickten beide Männer nach dem Fenster, auf das schmale Rechteck des dunkelblauen, gestirnten Himmels. Hierauf begegneten einander ihre Augen. Und je häufiger ihre Augen sich trafen, desto vertrauter schienen die Männer miteinander zu werden. Ja, ja, du Jude! sagten die Augen des Obersten Tarabas. Und: Ja, ja, du armer Held! sagte das eine, das gesunde Auge des Juden Kristianpoller.

XIV

Der Morgen brach an. Ein heiterer Morgen. Er stieg mit sanftem Gleichmut aus zarten Nebeln. Kristianpoller erwachte zuerst. Er war hinter seinem Schanktisch eingeschlafen, er konnte sich nicht mehr erinnern, zu welcher Stunde. Außer ihm war noch der Oberst Tarabas da. Er schlief. Er schnarchte mächtig, den Kopf in den verschränkten Armen über dem Tisch, vor der unregelmäßigen, funkelnden Schar der leeren Gläser. Der breite, leicht gebeugte Rücken des Obersten hob und senkte sich mit jedem der schweren Atemzüge. Kristianpoller betrachtete zuerst den schlafenden Tarabas und überlegte, ob er es selbst wagen dürfe, ihn zu wecken. Halb neun zeigte schon die Uhr über dem Schanktisch. Kristianpoller erinnerte sich an den müden, sanften, menschlichen Blick, der in den trunkenen Augen des Obersten Tarabas gestern in später Nacht geleuchtet hatte, und er trat entschlossen an den Tisch und berührte eine Schulter des Fürchterlichen mit zaghaftem Finger. Tarabas sprang sofort auf, heiter, ja ausgelassen. Er hatte kurz, unbequem und sehr tief geschlafen. Er fühlte sich stark. Er war munter. Er verlangte den Tee. Er rief nach seinem Burschen, streckte die Beine aus, ließ sich, während er den Tee trank, die Stiefel putzen, biß in ein mächtiges Butterbrot, verlangte zu gleicher Zeit nach einem Spiegel, den der Jude Kristianpoller von der Wand nahm, an den Tisch brachte und vor Tarabas hinhielt. „Rasieren!“ befahl Tarabas. Und der Bursche brachte Seife und Messer, und Tarabas legte den roten Nacken auf die harte Lehne des Stuhls. Während er rasiert wurde, pfiff er eine muntere, willkürliche Melodie und schlug mit der flachen Hand den Takt auf die prallen Schenkel. Immer goldiger und heiterer wurde der Morgen. „Mach das Fenster auf!“ befahl Tarabas. Durch das offene Fenster strömte das frühe und schon satte Blau des herbstlichen Himmels. Man hörte das ausgelassene Geschwätz der Spatzen, wie an einem warmen Vorfrühlingstag. Es war, als sollte in diesem Jahr überhaupt kein Winter kommen.

Erst im Hof, als er sah, daß sein Feldwebel Konzew mit fünf anderen Getreuen fehlte, erinnerte sich Tarabas, daß heute besondere Ereignisse zu erwarten seien. Er trat aus dem Gasthof. Er bemerkte eine ungewöhnliche Bewegung in der einzigen, langgestreckten Hauptstraße von Koropta. Vor ihren kleinen Kramläden hatten die jüdischen Händler auf Stühlen, Tischen und Kisten ihre Waren ausgelegt, Glasperlen, falsche Korallen, dunkelblaues, goldenes und silbernes Zierpapier, lange, blutrote Karamellenstangen, feurig geblühte Kattunschürzen, funkelnde Sichel, große Taschenmesser mit rosa gefärbten Holzgriffen, türkische Kopftücher für Frauen. Kleine Bauernfuhren trabten friedlich hintereinander, wie an einer Schnur aufgereiht, über die Straße, hie und da wieherte ein Pferdchen, und die in den Wägelchen ohnmächtig daliegenden, an den Hinterpfoten gefesselten Schweine grunzten fröhlich und klagend zugleich gegen den Himmel. „Was ist denn das?“ fragte Tarabas. „Freitag und Schweinemarkt!“ sagte der Bursche. „Das Pferd!“ befahl Tarabas. Er fühlte sich nicht mehr ganz behaglich. Der Freitag mißfiel ihm, der Schweinemarkt mißfiel ihm auch. Wenn er heute,

wie alle Tage, zu Fuß in die Kaserne gehen sollte, könnte es leicht irgendwelche Zwischenfälle geben. Er hatte große Lust, die ausgebreiteten Waren der Krämer so im Vorbeigehen mit der Hand umzustoßen, von dem hohen, hölzernen Bürgersteig hinunter in die tiefe Straßenmitte auf die Fahrbahn, vor die rollenden Wägelchen der Bauern. Er fühlte schon, daß sich ein großer Zorn in ihm vorbereitete. Der Freitag! Er wollte durch den Freitag lieber reiten, diesen Tag unter den Hufen wissen. Er bestieg das Pferd und ritt im Schritt zwischen den Bauernfuhren, da und dort einen donnernden Fluch abschießend, wenn ihm jemand nicht rechtzeitig auswich, manches Mal in kühnem Bogen auf den ahnungslosen Nacken eines Bauern spuckend, manchmal das erschrockene Angesicht eines andern mit der ledernen Reitstocklasche kitzelnd.

Als er die Kaserne erreichte, sah er auf den ersten Blick, daß der brave Konzew seine Arbeit getan hatte. Die Fässer voll Bier und Schnaps, die heute früh mit der Bahn gekommen waren, standen in zwei Reihen an der Mauer des Kasernenhofes, bewacht von den fünf Getreuen. Die Mannschaft hatte Rast. Die Offiziere saßen in der frischgehobelten, hölzernen Baracke, in der man seit Tarabas Ankunft die Kantine eingerichtet hatte. Man hörte ihr schwatzhaftes und dröhnendes Gelächter. Konzew kam. Er blieb stehn und salutierte, ohne ein Wort zu sagen. Er erstattete einen ganz stummen, äußerst beredten Bericht. Tarabas verstand ihn, ließ ihn ruhig stehn, ging weiter. Die Mannschaft und die Unteroffiziere lagen und hockten auf der Erde. Freundlich, immer wärmer schien die Sonne auf den kahlen Boden des Hofes. Alle warteten, heiter, zufrieden und festlich.

Gegen elf Uhr vormittags traten sie zum Essenholen an. Die Menageschalen klapperten in der Reihe, klatschend fiel der heiße, dichte Brei von dem geräumigen Küchenkessel aus dem riesigen Schöpflöffel des Kochs in die Gefäße. Der Oberst Tarabas stand neben der Fahrküche. Einer nach dem andern gingen die Leute an ihm vorbei. Ihre Gesichter betrachtete er. Er wollte erkennen, wer von diesen Männern etwas taugte, wer von ihnen ausgeschaltet werden mußte. Ja, an den Gesichtern wollte Tarabas die Menschen erkennen. Vergebliches Beginnen! Der General Lakubeit konnte es! Alle Gesichter erschienen heute dem Obersten Tarabas stumpf, grausam, verlogen, tückisch. Im Krieg war es anders. Im Krieg konnte man genau sehn, wer etwas taugte. Rothaarige waren nicht dabei. Leider waren sie nicht dabei. Das wäre ein deutliches Zeichen gewesen. Jeden Rothaarigen hätte der Oberst Tarabas sofort ausgeschieden.

Man aß heute in großer Hast. Wer einen Löffel hatte, behielt ihn lieber im Stiefel. Man setzte die Schalen an die Lippen und schlang den schweren Brei hinunter, sog dann an den Knochen, schmiß sie in großem Bogen über die Mauer des Kasernenhofes, alles nur, um bald an das verheißene Bier zu gelangen. Konzew führte die Wirtschaft. Nun, da es Mittag von der Kirche schlug und die Sonne so ziemlich brannte, erschienen wie durch einen Zauber zahllose Trinkgefäße verschiedenster Art, Gefäße aus Glas, aus Holz, aus Blech, aus Ton, Kannen und Kännchen, eiligst von Soldaten herbeigetragen, bündelweise auf den Armen und behutsam vor die Fässer gestellt. Und alsbald wurden auf einen Wink Konzews die Hähne geöffnet. Es hub ein lautes Schäumen und Rauschen an. Und über die gesättigten und dennoch gierigen Gesichter der Soldaten, in deren Barten noch die breiigen Spuren der genossenen Speise zu sehen waren und in deren Mündern sich schon der durstige Speichel zu sammeln begann, zog eine flammende, beinahe heilige Begeisterung, die alle einander ähnlich machte: ein Regiment aus lauter Brüdern. In dichten Schwärmen hasteten sie in die Nähe der Fässer.

Ein gewaltiges Trinken begann. Die Gefäße reichten nicht aus, sie wurden herumgereicht, mit Ungeduld erwartete man ihre Rückkehr, vier, sechs Hände hielten je eines vor die fruchtbaren, endlos fruchtbar quellenden Hähne. Man trank Bier. Der weiße Schaum rann über die Ränder, versickerte im Boden, stand in den Mundwinkeln und auf den Schnurrbärten der Männer, die Zungen schleckten ihn von den Barten weg, und die Gaumen schmeckten ihn nach, diese besondere gnädige Zugabe eines überhaupt gnadenreichen Tags. Oh, welch ein Tag! Konzew mit seinen fünf Leuten, jeder einen blechernen Krug, gefüllt mit klarem Branntwein, in der Hand, bahnte sich einen Weg durch die zuchtlosen Haufen, wählte und besann sich, traktierte den und jenen, je nach Laune, wie es den Leuten schien, mit dankbarem Lächeln belohnt von den Beschenkten, von den trostlos enttäuschten Blicken der Unbeschenkten gehässig verfolgt.

Wer einen mächtigen Schluck vom Branntwein getan hatte, dem brannte der Rachen, und er verlangte sofort nach neuem Bier. Mancher fiel sofort, schwer und groß, wie er war, mit Getöse auf den Boden, vom klaren Blitz getroffen. Und es sah nicht danach aus, als ob er sich noch jemals würde erheben können. Schaum perlte an seinen Mundwinkeln, blau waren seine Lippen, die Lider schlossen sich nicht ganz, sondern ließen noch den unteren bläulichweißen Rand der Augäpfel sehn, das Angesicht war verzerrt und zugleich zufrieden, erfüllt von einem grausamen, verbissenen Glück. Wer also hingeschlagen war, wurde eine Weile später von zwei kräftigen Burschen hochgehoben und aus der Kaserne hinausgeschafft. Vier große Wagen warteten vor dem Kasernentor. Ein Lastauto war bereits halb gefüllt. Da lagen ein paar Männer, sorgfältig nebeneinandergelegt, eine Art eingepackter, übermächtiger Zinnsoldaten. Man schlug ein wohlthätig bergendes Leinenzelt über die Bewußtlosen.

Es erwies sich alsbald, daß der vorsichtige Konzew nicht mit der unüberwindlichen Natur mancher Männer gerechnet hatte. Einige, denen der Branntwein und das Bier gar nichts anhaben konnten, benutzten in der allgemeinen Verwirrung die längstersehnte Gelegenheit, den Ausgang zu erreichen. Zuerst lautlos schleichend, hierauf, nachdem sie die Kaserne verlassen hatten, unter lallendem Gesang, schwankten sie auf Umwegen dem Städtchen Koropta zu, das sie lange nicht mehr genau gesehen hatten und nach dem sie jetzt ein wahrhaftiges Heimweh ergriff. Groll hegten und pflegten sie gegen den furchtbaren Tarabas, seitdem er sie in die Kaserne gelockt und unter sein hartes Joch gezwungen hatte. Nur seine Getreuen hatten es gut. Diesen grollte man fast noch mehr als dem Obersten selbst. Es war ein paarmal vorgekommen, daß die Unzufriedenen versuchten, sich zu verabreden, zu einer Flucht oder zu einer offenen Auflehnung. Die Unzufriedenen! Wer gehörte nicht dazu – außer den Getreuen, die Tarabas nach Koropta mitgebracht hatte? Nachdem sie alle, die so schnell herbeigeströmt waren, ihren Hunger und Durst gestillt hatten, begannen sie, sich nach der Freiheit zu sehnen, nach der Freiheit, der süßen Schwester des bitteren Hungers. Exerzieren für ein neues Vaterland, von dem man noch nicht wissen konnte, wem es eigentlich gehörte, war sinnlos, kindisch und anstrengend. Sooft aber eine Verabredung unter den Freiheitsdurstigen im Gange war, wurde sie auf eine abscheuliche Weise (und auf eine unerklärliche) dem Feldwebel Konzew verraten. Die Strafen waren furchtbar. Manche wurden verurteilt, sechs Stunden mit geknickten Knien auf dem schmalen Rand der Kasernenmauer zu hocken, bewacht von zwei Mann mit schußbereiten Gewehren, von denen einer im Innern des Kasernenhofes, der andere außerhalb der Mauer stand, Aug' und Gewehrmündung auf den Verurteilten gerichtet. Unübertrefflich war Konzew in der Kunst, Strafe und Plage zu ersinnen. Manchen band er mit eigenen Händen die ausgestreckten Arme an zwei Sprossen einer langen Leiter fest, die der Unselige dann vor sich her tragen mußte, im Laufschrift, beim gewöhnlichen und beim Parademarsch. Andere wieder mußten in voller Ausrüstung und mit dem Gewehr zehnmal hintereinander, ohne Pause, mit entsprechendem Anlauf den steilen Damm hinaufrennen, der am äußersten Rande des Kasernenhofes aufgerichtet war und hinter dem die Soldaten sonst zu Schießübungen anzutreten pflegten. Nachdem diese und ähnliche Strafen ein paarmal vorgekommen waren, hörte man mit den geheimen Verabredungen auf. Aber der Groll in den Herzen blieb und wuchs.

Endlich waren sie frei. Den ersten acht, die sich aus der Kaserne geschlichen hatten, folgten noch weitere Gruppen, obwohl sie sich diesmal gar nicht verabredet hatten. Es war, als wären jene, die der Alkohol nicht zu fällen imstande war, durch dessen Genuß sehr hellichtig geworden. Und während ihre Körper das Gleichgewicht verloren, wurde es in ihren Köpfen beständig und licht. Es dauerte nicht lange – und ehe noch Konzew und die Seinen bemerken konnten, wie viele ihnen entwichen waren, hatten die Flüchtigen bereits, dank dem zuverlässigen Tastsinn der Trunkenen, den Gasthof Kristianpollers erreicht. Sie traten ein, in drei, vier Haufen; sie brachen ein.

Das Tor des Gasthofes stand heute offen. Es gab wieder, nach langer Zeit, einen Schweinemarkt in Koropta. Der Jude Kristianpoller lobte die Wunder Gottes. Groß war Er in all Seiner Unverständlichkeit, sehr groß in Seiner unerforschlichen Güte. Es war durch menschliche Vernunft unergründlich, weshalb gerade heute wieder der altgewohnte, gute Schweinemarkt stattfand, der das Herz Kristianpollers so erfreute. Gestern hatte noch keine

Seele etwas ahnen können! Aber, siehe da: wenn es der Wille Gottes war, daß wieder einmal, nach langer Zeit, ein Schweinemarkt in Koropta stattfindet, so wußten es in einem Nu alle Bauern der Umgebung; und, wer weiß, vielleicht wußten es auch die Schweine.

Als die ersten, längstersehnten bäurischen Gäste im Gasthof „Zum weißen Adler“ erschienen, befahl Kristianpoller dem Knecht Fedja, beide Flügel des Tores zu öffnen; wie in alten guten Zeiten, vor langen Jahren, als noch kein Bewaffneter außer dem friedlichen Polizisten die Schwelle des Gasthofes überschritten hatte. Ja, als in den ersten Morgenstunden die ersten Bäuerlein ankamen, so selbstverständlich, als wären sie in der vorigen Woche ebenfalls dagewesen, als hätte es keinen Krieg, keine Revolution und kein neues Vaterland gegeben, in den vertrauten, scharf riechenden, gelblichweißen Schafspelzen ohne Knöpfe, von dunkelblauen Leinengürteln zusammengehalten; als diese heimischen Gestalten nach langer Zeit wieder auftauchten, vergaß der Jude Kristianpoller die durchwachte Nacht, den Schrecken, seine Gäste, die Offiziere, und sogar Tarabas. Es war, als seien diese Bauern die ersten sicheren Boten eines neuen, völlig wiederhergestellten Friedens. Noch während Kristianpoller in freudiger und gläubiger Hast seine Gebetsriemen abschnallte und zusammenwickelte, erschienen die ersten bäurischen Gäste in der Wirtsstube. In eiligen Verbeugungen versuchte der Wirt, sich von Gott, zu dem er eben gebetet hatte, zu verabschieden und zu gleicher Zeit mit derselben Bewegung die Bauern zu begrüßen. Oh, wie süß und friedlich war der scharfe Geruch ihrer Pelze! Wie wunderbar grunzten draußen im Stroh auf den kleinen Fuhren die gefesselten Schweine! Kein Zweifel: es waren die echten Stimmen des längst verlorenen, süßen Friedens. Der Friede kehrte wieder in die Welt ein und hielt Rast im Gasthof Kristianpollers.

Und wie in alten Zeiten ließ der Jude Kristianpoller die kleinen, dickbäuchigen Fäblein aus dem Keller kommen und nicht nur im Hof, sondern auch draußen vor dem geöffneten Tor einige aufstellen, um die ohnedies trinkbereiten Ankömmlinge noch mehr aufzumuntern. Eine große gläubige Dankbarkeit erfüllte Nathan Kristianpoller. Gott, der Unerforschliche, hatte zwar Krieg und Verwüstung über die Welt ausgeschüttet; aber inzwischen ließ Er auch Hopfen und Malz im Überfluß wachsen, woraus das Bier gemacht wurde, das Werkzeug der Wirte; und so viele Menschen auch im Kriege gefallen waren, immer neue Bauern, trinkfeste und durstige, wuchsen heran, sie selber üppig wie Hopfen und Malz. Oh, große Gnade! Oh, süßer Frieden!

Aber während der fromme Kristianpoller bewunderte und lobte, bereitete sich schon das Unheil vor, das große, blutige Unheil von Koropta, und zugleich die unselige Verirrung des gewaltigen Nikolaus Tarabas.

XV

Die Getreuen des Obersten Tarabas, die in der „Kammer“ im Hofe Kristianpollers verblieben waren, empfingen die Deserteure mit geheucheltem Vergnügen. Sie schickten sogleich dem Feldwebel Konzew in die Kaserne die Meldung, daß sich die Betrunknen ahnungslos in eine neue Gefangenschaft begeben hätten. Was den Obersten Tarabas betraf, so saß er schon lange mit den Offizieren in der Baracke, um den „Freitag zu vergessen“ und überhaupt die Aufregungen dieses ungewöhnlichen Tages. Der Feldwebel Konzew meldete ihm das Geschehene; aber der Oberst Tarabas hörte nicht mehr alles.

Unterdessen rückte der Abend heran, ein Freitagabend. Und die Juden von Koropta begannen wie gewöhnlich zum Sabbat zu rüsten. Auch Kristianpoller rüstete. Während er in der Küche, in der er seit der Abreise der Seinen schlief, den Tisch deckte und die Kerzen aufstellte, gedachte er seiner Frau und der Kinder, und eine gewisse Hoffnung erfüllte ihn, daß sie bald alle zurückkehren würden. Der Schweinemarkt war ein sicheres Zeichen für die Wiederkehr des Friedens, des endgültigen Friedens. Vorausgesetzt, daß die neuen Banknoten des neuen Vaterlandes, mit denen die Bauern bezahlten, einen wirklichen Goldwert hatten wie die alten, guten Rubel, waren die Einnahmen des heutigen Tages großartig, wie in alten Zeiten vor dem Krieg. Kristianpoller begann, die Scheine, die zerknüllt in der Schublade seines Schanktisches

lagen, zu ordnen, zu glätten und in den zahlreichen Fächern seiner zwei dicken, ledernen Taschen unterzubringen. Am Schrägen, knapp über seinem Kopfe, erschien jetzt, wie alle Tage bisher, der goldene Abglanz der herbstlichen Sonne, die sich zum gewohnten, heiteren Untergang anschickte. Draußen, in der Hauptstraße und im Hof, bereiteten die Bauern schon ihre Heimfahrt vor. Sie hatten Tücher, Korallen, Sicheln und Hüte eingekauft. Sie hatten viel getrunken und waren guter Laune. Alle stülpten die neugekauften Hüte über die alten, die Taschentücher trugen sie um den Hals, das Geld für die verkauften Schweine in graubraunen Leinensäckchen über der Brust. Sie waren müde und heiter, zufrieden mit sich und dem verflissenen Tag. Friedlich krächten die Hähne, und zwischen dem verstreuten Häcksel in der Straßenmitte suchte das wohlgelaunte Geflügel nach einer besonderen festlichen Jahrmarktsnahrung. Sogar die Hunde, die man von den Ketten losgebunden hatte, liefen zwischen Enten und Gänsen herum, ohne zu bellen und ohne die schwächeren Tiere zu bedrohen.

Den ganzen seligen Frieden dieses untergehenden irdischen Freitags, der dem heiligen und himmlischen Samstag entgegenzustreben schien, nahm Nathan Kristianpoller mit offenem Herzen auf. Morgen abend gedachte er, einen Brief an seine Frau nach Kyrbitki zu schreiben, sie möge nach Hause zurückkehren. Mein liebes Herz! – so wollte er schreiben – mit Gottes Hilfe sind wir vom Kriege erlöst, und der Frieden ist uns zurückgegeben. Wir haben leider Gottes immer noch Einquartierung, aber der Oberst ist nicht so gefährlich, wie er aussieht, sondern, wenn man bedenkt, daß er ein großer Offizier ist, kein ganz wilder Mensch. Ich glaube, daß er kein schlechter Mann ist und daß er Gott sogar fürchtet ...

Während Kristianpoller diesen Brief zurechtlegte, schnitt er sich, dem nahenden Sabbat zu Ehren, die Fingernägel mit dem Taschenmesser und sah immer wieder durch das Fenster auf die Straße hinaus, ob nicht noch neue Gäste kämen. Plötzlich erstarrte sein Herz. Er lauschte. Sechs Pistolenschüsse – ach, wie gut konnte er sie von Gewehrshüssen unterscheiden! – knallten hintereinander im Hof. Alle friedlichen Geräusche draußen waren auf einmal erloschen: das Schnattern und Gackern des Geflügels, die heiteren Zurufe der Bauern, das Wiehern der Pferdchen, das Gelächter der Bäuerinnen. Durch das Fenster sah Kristianpoller, wie die Bauern auf der Straße die Münder öffneten, sich bekreuzigten und flugs von den Fuhren sprangen, auf denen sie schon, zur Abfahrt bereit, gesessen waren. Als hätten die plötzlichen Schüsse gleichsam auch den Tag getroffen, schien es auf einmal rapide dunkler zu werden. Gegenüber der Schenke, beim Glasermeister Nuchim in der kleinen Stube, herrschte geradezu tiefe Finsternis, obwohl die Fenster offenstanden. Es leuchtete nur silbern das weiße Tischtuch, das man für den Sabbat vorbereitet hatte.

Eine böse Ahnung gebot Kristianpoller, vorläufig durch das Fenster den Gasthof zu verlassen. Er kletterte hinaus, auf die Straße, und huschte zum blauen, verfallenen Häuschen des Glasermeisters Nuchim hinüber. „Bei mir schießen sie!“ sagte er hastig. „Zündet keine Kerzen an! Sperrt die Tür zu!“

In der Tat, man schoß in der „Kammer“ Kristianpollers. Da die Getreuen des Obersten Tarabas in harmlosem Vertrauen auf ihre eigene Überlegenheit und in der Erwartung, daß der Feldwebel Konzew jeden Augenblick zurückkehren müsse, angefangen hatten, mit den Deserteuren aus der Kaserne gemeinsam weiterzutrinken, hatten sie alsbald Müdigkeit, Schlaf und auch Gleichgültigkeit übermannt. Allmählich wurde aus der falschen Brüderlichkeit, die Tarabas Getreue gegenüber den Deserteuren zuerst geheuchelt hatten, eine flüchtige, verlogene, aber immerhin rührselige Freundschaft. Von beiden Seiten wurden gar viele falsche, heiße Tränen vergossen. Man hatte sich einfach betrunken.

„Wir wollen ein bißchen schießen, nur damit wir sehen, ob wir noch zielen können“, sagte der schlaueste unter den Deserteuren, ein gewisser Ramsin.

„Großartig!“ sagten die anderen.

„Wir wollen uns ein paar schöne Ziele an die Wand malen!“ sagte Ramsin. Und er begann mit einer Kreide, die er aus seiner Hosentasche hervorgeholt hatte, an die dunkelblau getünchte Wand der Kammer allerhand Figuren und Figürchen in drei übereinanderliegenden Reihen zu zeichnen. Er war ein geschickter Mann, der Ramsin. Er hatte immer allerlei Kunststücke verstanden, Zauberwerk und Taschenspielererei. Seine große, hagere Gestalt, seine schwarzen Augen im gelblichen Gesicht, seine lange, schiefe, seitwärts gebogene Nase, ein pechschwarzes Haarbüschel, das er nicht ohne Eitelkeit in die Stirn fallen ließ, und seine knochigen, langen Hände mit den leicht gekrümmten Fingern hatten in seinen Kameraden längst den Verdacht geweckt, daß Ramsin niemals wirklich heimisch unter ihnen gewesen sein konnte. Einige kannten ihn zwei Jahre und länger, noch vom Felde her. Er hatte nie jemandem gesagt, aus welchem Gouvernement oder Lande er komme. Auf einmal schien er, den die meisten für einen Ukrainer gehalten hatten, just hierher zu gehören, in diesen nagelneuen Staat. Die Sprache des Landes schien seine Muttersprache zu sein. Er sprach sie fließend und munter.

Er zeichnete flott mit der Kreide, mit großer Meisterschaft – so fanden sie alle. Sie fühlten sich nicht mehr müde. Sie drängten sich in einem großen Haufen hinter dem Rücken Ramsins zusammen, stellten sich auf die Zehen und verfolgten die hurtigen Bewegungen der zeichnenden Hand. Auf den tiefblauen Hintergrund der Wand zauberte Ramsin schneeweiße Kätzchen, die nach Mäuschen jagten, wütende und gefräßige Hunde, die wieder die Kätzchen erschreckten, Männer, die mit Stöcken nach den Hunden ausholten. Darunter, in der zweiten Reihe, begann Ramsin, drei Frauen zu zeichnen, die offensichtlich im Begriffe waren, ihre Kleider abzulegen. In der Tat schien ihnen die Hand Ramsins, gierig etwas und ungeduldig zwar, aber mit meisterhafter Fertigkeit, die Kleider von den Leibern zu ziehen, in dem Augenblick, in dem er sie erstehen ließ; er entblößte die Frauen in der gleichen Sekunde, in der er sie schuf – und dieser Vorgang erregte und beschämte die Zuschauer in gleichem Maße. Sie wurden von einem Augenblick zum andern nüchtern. Aber sie verfielen einer neuen, viel mächtigeren Trunkenheit. Jeder von ihnen wünschte, Ramsin möchte aufhören oder sich anderen Gegenständen widmen, aber zugleich und ebenso stark wünschten sie auch, er möchte fortfahren. Zwischen Angst, Scham, Rausch und Erwartung taumelten ihre Herzen. Und die Augen, vor denen zeitweise alle Bilder verschwammen, sahen gleich darauf wieder in scharfer, peiniger Deutlichkeit die Schatten, die Linien der Körper, die Warzen der Brüste, die scharfen Falten in den Schößen, die zarte Festigkeit der Schenkel und die zärtliche Gebrechlichkeit der schlanken, schönen Fesseln. Mit hochgeröteten Gesichtern und um die Verlegenheit zu überwinden, deren ohnmächtige Sklaven sie waren, stießen die Männer verschiedene ratlose, sinnlose und schamlose Rufe aus. Manche pffiften schrill, andere brachen in wieherndes Gelächter aus. Auf der Wand, auf der Ramsin seine teuflische Aufgabe zu Ende führte, erschien jetzt der letzte, selige Glanz der Abendsonne. Aus tiefem Blau und rotem Gold bestand nun die Wand, und die kreideweißen Figuren schienen in das goldene Blau eingraviert.

Ramsin trat zurück. Die dritte Reihe, in der er angefangen hatte, deutsche Soldaten verschiedener Waffengattungen, Soldaten der Roten Armee, allerlei Symbole, wie Sichel und Hammer, Adler und Doppeladler, zu zeichnen, unterbrach er plötzlich. Er warf die Kreide gegen die Wand. Sie zersplitterte und fiel in zahllosen kleinen Stückchen zu Boden. Ramsin wandte sich um. Neben ihm stand der Ukrainer Kolohin, einer von Tarabas Getreuen. Ramsin zog ihm die Pistole aus dem Gürtel. „Achtung!“ sagte er. Alle traten beiseite. Ramsin ging bis zur offenen Tür zurück. Er legte an und schoß. Er traf alle sechs Bilder nacheinander, die ganze obere Reihe. Man klatschte Bravo. Man trampelte mit den Stiefeln. Man rief: „Hurra!“ und: „Es lebe Ramsin!“ Jeder eilte, eine Schußwaffe zu suchen. Die Getreuen Tarabas schossen zuerst selbst und übergaben hierauf die Waffen den Fremden. Alle versuchten sich, und kein einziger traf. „Es ist verhext!“ sagte einer. „Ramsin hat seine Bilder verhext!“ Es war eine verteufelte Angelegenheit. Selbst die guten Schützen, die ihrer Hand und ihres Blickes sicher waren, schossen diesmal zu hoch oder zu tief. Jedenfalls war es ihnen, nachdem sie sich ein paarmal versucht hatten, als hätte ein Unsichtbarer in dem Augenblick, in dem die Kugel den Lauf verließ, ihre Pistolen berührt. Nun schoß Ramsin wieder. Er traf. Er hatte gewiß nicht weniger getrunken als alle anderen. Sie hatten ihn trinken gesehen. Wie kam es, daß seine Hand sicherer war als alle anderen Hände? Ramsin zielte, schoß und traf. Ja, wie getrieben von

irgendeinem höllischen Befehl, fragte er die Kameraden nach noch genaueren Zielen, die er sich zu treffen erbot. Die Fragen erweckten in den meisten eine gierige Lust zu vernichten, ein schwüles Bedürfnis, bestimmte Körperteile der nackten, immer nackter werdenden drei Frauen getroffen und vertilgt zu sehn. Auf die erste Frage Ramsins, wohin er zielen sollte, antworteten sie nicht. Gier und Scham würgten ihre Kehlen. Ramsin selbst ermunterte sie: „Linke Brust des dritten Bildes in der Mitte, zweite Frau?“ fragte er; oder „unterer Rand des Hemdes? Knöchel oder Brustwarze?“ „Gesicht?“ „Nase?“ Allmählich ward es ihnen unmöglich, diesen Fragen zu widerstehn, die gleichsam noch genauer in ihre verborgenen Wünsche zielten als das Auge des vortrefflichen Schützen auf die Bilder. Die schamlosen Fragen Ramsins weckten schamlose Antworten. Ramsin schoß; und er traf jedes Ziel, das ihm die Zurufe angegeben hatten.

Allmählich füllte sich der Hof mit neugierigen Bauern, die das fröhliche Knallen und das wiehernde Gelächter herbeilockte. Verwirrung bemächtigte sich auch der Zuschauer. Nun hatten alle Bauern ihre heimfahrtbereiten Wägelchen verlassen. Sie standen da, Münder, Augen und Ohren aufgesperrt. Sie drängten und reckten sich, um besser zu sehn. Plötzlich rief Ramsin, der bereits drei Magazine verschossen hatte: „Gebt mir ein Gewehr!“ Man brachte es ihm. Er schoß. Kaum war der Schuß verhallt, – da erhob sich schon ein Schrei, aus allen Kehlen gleichzeitig. Eine große Fläche des blaugetünchten Kalks mit den letzten vier unzüchtigen Bildern Ramsins hatte sich von der Mauer gelöst, war abgesprungen, geborsten, in Splitter und Staub zerfallen. Und vor den aufgerissenen Augen der Zuschauer vollzog sich ein wahrhaftiges Wunder: auf dem rissigen Grunde der Wand, im tiefen, goldenen Abglanz der untergehenden Sonne, erschien an Stelle der zuchtlosen Bilder Ramsins das selige, süße Angesicht der Mutter Gottes. Man sah das Angesicht zuerst, hierauf die Büste. Tief schwarz war ihre große, dichte Haarkrone, von einem silbernen, halbrunden Diadem geschmückt. Ihre glühenden, schwarzen Augen schienen mit unsäglichem Schmerz, mit schwesterlichem, fröhlichem Trost und mit kindlicher Verwunderung auf die Männer zu blicken. Aus dem Ausschnitt des rubinroten Kleides schimmerte das gelblichweiße Elfenbein der Haut, und man ahnte die schöne, gnadenreiche Brust, die bestimmt war, den kleinen Heiland zu nähren. Rötlich vergoldet vom Widerschein der untergehenden Sonne, die an diesem Tage länger am Himmel verbleiben zu wollen schien als an allen Tagen vorher, war die enthüllte Erscheinung der Mutter Gottes allen zweifellos ein wahres Wunder. Plötzlich sang einer aus der Menge mit inbrünstiger, tiefer und klarer Stimme das Lied: „Maria, du Süße“, ein Lied, bekannt und geliebt in diesem frommen Lande, Jahrhunderte alt, dem Herzen des Volkes selbst entsprossen. Im gleichen Augenblick, gefällt vom Blitz der Gottesfurcht, fielen alle in die Knie, die kleinen Bauern, die mächtigen Soldaten, die Deserteure sowohl als auch die Getreuen Tarabas. Eine gewaltige Trunkenheit erfaßte sie. Es schien ihnen, daß sie zu schweben begannen, während sie in Wirklichkeit auf die Knie sanken. Sie fühlten sich an den Schultern gefaßt und niedergedrückt von einer himmlischen Gewalt und zugleich von ihr in die Höhe getragen. Je tiefer sie ihre Rücken beugten, desto leichter erhoben sich ihre Seelen. Mit hilflosen Stimmen fielen sie in den Gesang ein. Alle Loblieder zu Ehren Marias sangen selbst aus ihnen, während langsam der Abglanz der Sonne an der Wand entschwand. Man sah bald nur noch einen schmalen Streifen, der die Stirn der Mutter Gottes vergoldete. Schmäler und schmärer wurde der Streifen. Nunmehr leuchtete im Schatten nur noch das milde Angesicht und der elfenbeinerne Ausschnitt der Brust. Das rote Gewand vermischte sich mit dem Dämmer. Es ertrank in der beginnenden Nacht.

Sie drängten sich vor, der wunderbaren Erscheinung entgegen. Viele erhoben sich von der Erde, auf der sie gekniet und gelegen hatten. Andere wagten nicht aufzustehen. Sie rutschten und schoben sich vorwärts, auf dem Bauch, auf den Knien. In jedem zitterte die Angst, das gnadenreiche Bild könnte ebensoschnell erlöschen, wie es aufgeleuchtet war. Sie versuchten, ihm möglichst nahe zu kommen, sie hofften, es mit den Händen greifen zu können. Wie lange schon hatten ihre armen Herzen ein so deutliches Wunder entbehrt! Seit langen Jahren war Krieg in der Welt! Sie sangen alle Marienlieder, die sie aus der Kirche und aus der Schule kannten, während sie stehend, liegend und kniend der Erscheinung an der Wand näher rückten. Auf einmal verschwand der letzte Schimmer des Tages, als hätte ihn eine ruchlose Hand fortgewischt. Blasse Flecke waren nunmehr das liebliche Elfenbein der Büste, des Halses, des Angesichts und die silberne Krone. Die der Wand am nächsten gerückt waren, erhoben sich

und streckten die Hände aus, um die Mutter Gottes zu berühren. „Halt!“ rief es aus dem Hintergrund. Es war Ramsin. Hochaufgerichtet, mitten in einem Rudel Kniender, stand er da und schmetterte: „Halt! Rührt es nicht an, das Bild! Dieser Raum hier ist eine Kirche. Dort an der Wand, wo ihr das Bild seht, stand einmal der Altar! Der jüdische Gastwirt hat ihn entfernt. Die Kirche hat er beschmutzt. Mit blauem Kalk hat er die heiligen Bilder bestrichen. Betet, meine Brüder! Tut Buße! Hier soll wieder eine Kirche werden. Büßen soll hier auch der Jude Kristianpoller. Wir wollen ihn herbeiholen. Er hat sich verborgen. Wir werden ihn finden!“

Niemand antwortete. Nun war der Abend vollends eingebrochen. Durch die offene Tür der Kammer drang die kräftige, kühle, dunkelblaue Finsternis. Sie verstärkte das schreckliche Schweigen. Die blaue Wand war beinahe schwarz geworden. Man sah nur noch einen unregelmäßigen, grauweißen, gezackten Fleck, und nichts mehr. Die Leute, die gekniet und gelegen hatten, standen auf, zögernd und als müßten sie erst ihre Glieder von irgendwelchen Fesseln befreien. Ein wilder Zorn, ihnen selbst kaum bekannt, seit ihrer frühesten Kindheit in ihre Herzen versenkt, vom Blut aufgenommen und durch alle Adern getrieben, wurde wach und stark in ihnen, genährt vom Alkohol, den sie heute genossen, verstärkt von den Aufregungen des Wunders, das sie erlebt hatten. Hundert verworrene Stimmen schrien nach Rache für die milde, süße, lästerlich behandelte, geschändete Mutter Gottes. Wer hatte sie beleidigt, mit billigem, blauem Kalk beschmiert, unter Mörtel und Branntweingeruch begraben? Der Jude! – Uraltes Gespenst, in tausendfacher Gestalt über das Land gesät, schwärender Feind im Fleisch, unverständlich, schlau, blutdürstig und sanft zugleich, tausendmal erschlagen und auferstanden, grausam und nachgiebig, schrecklicher als alle Schrecken des eben überstandenen Krieges: der Jude. In diesem Augenblick trug er den Namen des Wirtes Kristianpoller. „Wo verbirgt er sich?“ fragte jemand. Und andere schrien: „Wo verbirgt er sich?“ Die Bauern, die das Muttergottesbild gesehen hatten, dachten nicht mehr daran, heute noch heimzufahren. Aber auch die anderen, die von dem Wunder nur gehört hatten, begannen, die Pferdchen auszuspannen und sie in den Hof Kristianpollers zu führen. Es schien ihnen nötig, an dem Orte zu bleiben, in dem sich eine so himmlische Begebenheit zugetragen hatte. Langsam erst, mit ihren vorsichtig tastenden, sachte mahlenden Gehirnen nahmen sie die wunderbare Kunde auf, wälzten sie hin und her in den schweren, wiederkäuenden Köpfen, zweifelten, wurden gleich darauf verzückt, bekreuzigten sich, lobten Gott und füllten sich mit Haß gegen die Juden.

Wo war er übrigens, der Jude Kristianpoller? Ein paar gingen in die Schenke, ihn zu suchen. Hinter dem Schanktisch fanden sie nur den Knecht Fedja, der sich betrunken hatte und der seit langem eingeschlafen war. Man suchte in den Gastzimmern, in denen die Offiziere einquartiert waren. Man schlug die Betten auf, öffnete die Kästen. Vor dem Gasthaus und drinnen im Hof sammelten sich die Menschen. Ja, selbst die Bauern, die bereits auf dem Heimweg begriffen gewesen waren, machten kehrt, um das Wunder noch zu erleben. Als sie mit ihren Wägelchen und ihren Frauen und Kindern vor dem Gasthof hielten, schien es ihnen, daß sie nicht etwa umgekehrt waren, um die gnadenreiche Erscheinung anzubeten, sondern, um an dem Juden Rache zu nehmen, der die Mutter Gottes geschändet hatte. Denn eifriger als der eifrigste Glaube ist der Haß, und fix ist er wie der Teufel. Es war den Bauern, als hätten sie alle nicht nur die wunderbare Erscheinung mit eigenen Augen gesehen, sondern auch, als könnten sie sich haargenau an die einzelnen schändlichen Handlungen erinnern, durch die der Jude das Bild beschmutzt und mit blauem Kalk zugedeckt hatte. Und zu ihrem Verlangen nach Rache gesellte sich noch das dumpfe Gefühl einer eigenen Schuld, die sie sich aufgeladen hatten, als sie noch leichtsinnig genug gewesen waren, den Juden nach seinem schmählichen Belieben gewähren zu lassen. Kein Zweifel für sie mehr: dazumal hatte sie der Teufel verblindet.

Sie stiegen von den Wagen, bewaffnet mit Peitschen und Knüppeln, den neugekauften Sensen, Sichel und Messern. Es war die Stunde, in der die Juden in feiertäglichen Kleidern aus dem Bethaus kamen, beinahe lauter Greise und Krüppel. Ihnen entgegen stürzten sich jetzt die Bauern. Diesen bewaffneten, kräftigen und wütenden Männern erschienen die jüdischen Schwächlinge, die Greise und die Lahmen, die sich da in ihrer sabbatlichen Hilflosigkeit nach Hause schlepten, besonders gefährlich, gefährlicher als Gesundheit, Stärke, Jugend und Waffen. Ja, in dem trippelnden, ungleichmäßigen Schritt der Juden, in der Krümmung ihrer

Rücken, in der dunklen Feierlichkeit ihrer langen, auseinanderklaffenden Kaftane, in ihren gesenkten Köpfen und selbst noch in den huschenden Schatten, die ihre schwankenden Gestalten hie und da auf die Straßenmitte warfen, sooft sie an einer der spärlichen Petroleumlaternen vorüberkamen, glaubten die Bauern die wahrhaft höllische Abkunft dieses Volkes zu erkennen, das sich von Handel, Brand, Raub und Diebstahl nährte. Was den Schwarm der humpelnden, armen Juden betraf, so sahen sie wohl, fühlten sie vielmehr das nahende Unglück. Allein, sie wankten ihm entgegen, halb im Vertrauen auf den Gott, den sie soeben im Bethaus gelobt hatten und dem sie sich heimisch und vertraut fühlten (allzu heimisch und allzu vertraut), halb gelähmt von jener Angst, mit der die grausame Natur die Schwachen belädt, damit sie um so sicherer der Gewalt der Starken anheimfallen. In der ersten Reihe der Bauern schritt ein gewisser Pasternak, würdig anzusehn dank seinem gewaltigen, buschigen, grauen Schnurrbart, die Peitsche in der Hand; übrigens ein reicher und also doppelt geachteter Bauer aus der Umgebung von Koropta. Als er in der Höhe des jüdischen Schwarms angelangt war, erhob er die Peitsche, ließ den schwarzen, vielfach geknoteten Riemen zwei-, dreimal über seinem Kopf kreisen und knallen und schlug hierauf, da seine Hand den sicheren Schwung bekommen hatte, mitten in die dunkle Schar der Juden. Er traf ein paar Gesichter. Ein paar Juden schrien auf. Der ganze hilflose Schwarm blieb stehen. Einige versuchten, sich an die Mauern der Häuschen zu drücken und im Schatten zu verschwinden. Andere aber stürzten von dem meterhohen, hölzernen Bürgersteig in die Straßenmitte, geradewegs den Bauern zu Füßen. Man hob sie hoch, warf sie in die Luft, Dutzende von Händen streckten sich, um die wirbelnden Juden aufzufangen und noch einmal, und noch einmal und zum viertenmal in die Luft zu werfen. Es war eine sehr klare Nacht. Gegen den hellblauen, sternenbesäten Himmel hoben sich die tiefschwarzen, flatternden, emporfliegenden und wieder herunterfallenden Juden wie übergroße, seltsame Nachtvögel ab. Dazu kamen immer wieder ihre kurzen, schrillen Schreie, denen das brüllende Gelächter ihrer Peiniger antwortete. Hie und da öffnete eine der wartenden jüdischen Frauen furchtsam einen Fensterladen und machte ihn schnell wieder zu. „Alle Juden zum Hof Kristianpollers und knien und beten!“ rief eine Stimme. Es war Ramsin. Und Pasternak trieb mit der Peitsche die Juden vom Bürgersteig. Man nahm sie in die Mitte und führte sie in den Gasthof Kristianpollers.

Hier in der „Kammer“, in der sich das Wunder zugetragen hatte, waren zwei Kerzen angezündet. Sie klebten auf einem Holzscheid und beleuchteten flackernd die Mutter Gottes. Alle Soldaten, auch die Getreuen des Obersten Tarabas knieten vor den Lichtern, sangen, beteten, bekreuzigten sich, neigten ihre Köpfe, stießen mit den Stirnen gegen den Boden. Die Kerzen, die man immer wieder erneuerte (man wußte nicht, wo sie herkamen, es war, als hätten alle Bauern Kerzen mitgebracht), verbreiteten mehr Schatten als Helligkeit. Eine weihevollere Finsternis herrschte in der „Kammer“, eine Finsternis, innerhalb derer die beiden Kerzen zwei leuchtende Kerne bildeten. Es roch nach billigem Stearin, nach Schweiß, Juchten, säuerlichen Schafspelzen und dem heißen Atem der offenen Münder. Oben im Dämmer, im ohnmächtigen und unbeständigen Licht der schwachen Flammen, schien das wunderbare, milde Antlitz der Madonna bald zu weinen, bald tröstlich zu lächeln, zu leben, in einer überirdischen, erhabenen Wirklichkeit zu leben. Als die Bauern mit dem schwarzen Schwarm der Juden ankamen, rief Ramsin: „Platz für die Juden!“ Und die kniende und liegende Menge ließ eine Gasse frei. Während die Armen, einzeln und zu zweit, vorwärtsgestoßen wurden, geschah es, daß der und jener Bauer, das Gebet und die Andacht unterbrechend, ausspuckte. Je näher die Juden dem Wunder kamen, desto häufiger und heftiger wurden ihre dunklen Gewänder angespuckt, und bald klebten die vielen Spuren silbrigen Speichels an ihren Kaftanen, gelblicher Schleim, eine schauerliche, abstruse Art von irrsinnigen Knöpfen. Es war lächerlich und schaurig. Man zwang die Juden niederzuknien. Und als sie auf den Knien lagen und mit furchtsamen, ratlosen Gesichtern links und rechts schauten, wie um sich zu vergewissern, woher ihnen größere Gefahr drohe, und in allerhöchster Furcht vor den Kerzen und dem Bild, das diese beleuchteten, die Köpfe wegzuwenden versuchten, schrie plötzlich Ramsin aus dem Hintergrund: „Singen!“ Und während die Gläubigen wohl zum fünfzigstenmal das Ave Maria anstimmten, begannen die Juden in ihrer Todesangst, aus zusammengepreßten Kehlen schauerliche Töne hervorzustoßen, die wie aus alten, zerbrochenen Leierkästen kamen und mit der Melodie des Ave nicht die geringste Ähnlichkeit hatten. „Hinlegen!“ befahl Ramsin. Und die gehorsamen Juden berührten mit den Stirnen den Boden. Ihre Mützen hielten sie noch

krampfhaft in den Händen, gleichsam als die letzten Symbole ihres Glaubens, den man ihnen rauben wollte. „Aufstehn!“ kommandierte Ramsin. Die Juden erhoben sich, mit der schwachen, lächerlichen Hoffnung, daß sie nunmehr von ihrer Pein erlöst seien. „Auf, Brüder!“ sagte jetzt Ramsins furchtbare Stimme. „Wir wollen sie nach Hause führen!“

Und die Mehrzahl der Andächtigen verließ die Stätte des Wunders. Uniformierte und Bauern, Peitschen, Stöcke und Sicheln in den Händen, trieben den düstern Schwarm der Juden durch die trübe beleuchtete, nächtliche Straße. Man brach in jedes der kleinen Häuschen ein, löschte die Lichter aus, befahl den Juden, sie wieder anzuzünden, weil man wußte, daß ihnen ihr Gesetz verbot, Feuer am Sabbat zu machen. Manche Bauern nahmen die brennenden Kerzen aus den Leuchtern, bargen die Leuchter unter den Rücken, vergnügten sich, die Kerzen an alle zufällig erreichbaren brennbaren Stoffe zu halten und sie anzuzünden. So brannten bald Tischtücher, Vorhänge und Bettlaken. Die jüdischen Kinder erhoben ein jämmerliches Geschrei, die jüdischen Weiber raufte sich die Haare, riefen die Namen ihrer Männer, deren Klang den Peinigern lächerlich und nichtswürdig erschien und der sie bis zum tränenvollen Lachen erschütterte. Verschiedene ahmten das Heulen der Kinder und der Weiber nach. Und es erhob sich ein ganz irrsinniger Tumult in der Luft. Einige von den mitgeschleppten Juden machten den kindischen Versuch, sich in den Häusern, die ihnen vertraut waren, zu verbergen. Sie wurden aber schnell gefaßt und verprügelt. „Wo ist euer Gastwirt, der Kristianpoller?“ brüllten immer wieder ein paar Stimmen. So unermeßlich der Lärm war, so deutlich verstand man doch im allgemeinen Getümmel diese fürchterliche Frage. Und da alle Juden, samt ihren Weibern und Kindern, mit allen heiligen Eiden in einem äußerst verworrenen Chor zu schwören begannen, daß sie nicht wüßten, wo ihr Bruder Kristianpoller sei, verstärkten und verdoppelten sich nur die grausamen Fragen. „Wir werden euch zwingen!“ rief einer aus der Menge. Es war ein Soldat, ein mächtiger Kerl, mit breiten Schultern und einem winzigen Köpfchen, das an eine kleine Nuß erinnerte, ein armseliges Früchtlein auf einem gewaltigen Stamm. Er zerteilte die Menge, trat vor und stellte sich vor eine junge jüdische Frau, deren bräunliches, schönes Gesicht mit den unschuldig erschrocken aufgerissenen, goldbraunen Augen unter dem weißen, seidig schimmernden Kopftuch den Soldaten schon aus der Ferne angelockt und zur Liebe wie zum Haß gereizt haben mochte. Die junge Frau erstarrte. Sie versuchte nicht einmal zurückzuweichen. „Das ist sie, seine Frau, die Frau des Halunken Kristianpoller!“ rief der Soldat. Eine unsagbare, unmenschliche Gier entzündete sein fahles, kleines und nacktes Angesicht. Er erhob einen kurzen, hölzernen Knüppel und ließ ihn auf das Kopftuch der Jüdin niedersausen. Sie fiel sofort um. Alle stießen einen Schrei aus. Blut zeigte sich auf dem schimmernden Weiß des seidigen Kopftuches. Und als hätte der Anblick des roten Blutes, des ersten, das an diesem Tage floß, dem stumpfen Grimm der Menge erst einen deutlichen Sinn und eine bestimmte Richtung gegeben, erwachte auch in den anderen eine unbezwingliche Gier, zu schlagen, zu treten, und schon sahen sie rote Schleier aus Blut vor ihren Augen, rote Schleierströme, wie blutige Wasserfälle. Sie hieben hinein, jeder mit dem Gegenstand, den er gerade in Händen hielt, auf die Menschen, Kinder, Gegenstände, die sich gerade vor ihm und neben ihm befanden.

Als Konzew von der Kaserne her mit einer kleinen Abteilung Soldaten heranrückte, sah er sofort, daß er dem übermäßigen Tumult nicht gewachsen sei. Er schickte schleunigst eine Meldung an den Obersten Tarabas, während er in verschiedenen Sprachen der Menge abwechselnd drohende und beruhigende Worte entgegenrief. Die Bauern und Soldaten aber waren schon zu tief in ihrem Rausch befangen, um noch etwas von diesen ernüchternden Zurufen zu begreifen. Sie fühlten nur undeutlich, daß ihnen hier eine ordnende und also feindliche Gewalt entgegenrückte, und sie machten Anstalten, ihr ebenfalls kräftig zu begegnen. Die Instrumente, mit denen sie soeben losgeschlagen hatten, verwendeten sie als Wurfgeschosse gegen Konzew und die Abteilung. Konzew wagte keinen entscheidenden Befehl, ohne Erlaubnis des Obersten Tarabas. Er wich also vorläufig zurück und verteilte seine wenigen Leuten zu beiden Seiten der Straße, als Wachen vor den noch unversehrt gebliebenen Häusern. Die Menge rückte zwar nicht weiter. Aber um so kräftiger hieb sie auf den Rest des Judenhaufens, auf die Gefangenen in ihrer Mitte. Hie und da schlugen blaue Flämmchen aus den Häusern, und Jammern und Heulen brach durch Fenster und Türen. Konzew wartete ungeduldig. Jeden Augenblick mußte der Oberst Tarabas kommen.

Indessen kam nur der Soldat zurück, den Konzew geschickt hatte. Er meldete, daß alle Offiziere in ihrer Messe, in der Baracke, sich in einem fast leblosen Zustand befänden, und auch der gewaltige Oberst Tarabas unterschiede sich augenblicklich nicht von den andern. Ja, vielleicht sei er sogar noch schlimmer daran. Denn, wie ihm der Koch und die bedienenden Soldaten berichtet hätten, wäre es im Verlauf des Vorabends zu einem Streit gekommen. Der alte Major Libudin, eben jener, der noch aus alten Zeiten das Bahnhofskommando befehligte und auch seinen Abschied nicht zu nehmen gedachte, hätte dem Obersten Tarabas zugerufen, solch eine Art sinnloser Trinkerei hätte man in der alten russischen Armee nicht gekannt. Es wäre nun Streit entstanden. Tarabas hätte alle Unzufriedenen aufgefordert, die neue Armee auf der Stelle zu verlassen. Hierauf hätten sich die Offiziere geschlagen, auch Tarabas. Und nach einer überraschenden, allgemeinen Versöhnung wäre in allen neuerlich die Lust ausgebrochen, sich zu betrinken.

Der Feldwebel Konzew entschloß sich, seine kleine Abteilung wieder zu sammeln und mit gefällttem Bajonett gegen den Haufen der Bauern vorgehen zu lassen. Er wußte noch nicht, daß sich in der Menge Soldaten befanden. Einige unter diesen trugen immer noch die Pistolen, mit denen sie auf Ramsins Zeichnungen geschossen hatten. Sie haßten den Feldwebel Konzew. Sie hatten ihm nichts vergessen. Sie erkannten ihn, seine Stimme, und sie beschlossen, angefeuert von Ramsin, sich an ihm zu rächen. Sie drängten die Bauern beiseite, stießen vor und stellten sich in die ersten Reihen des Haufens. Als Konzew den Befehl gab vorzugehen, schoß Ramsin, und die desertierten Soldaten folgten ihm. Drei von Konzews Leuten fielen. Er begriff die Gefahr, aber es war schon zu spät. Bevor er noch „Feuer!“ kommandieren konnte, stießen Ramsin und die Deserteure vor, schossen den Rest ihrer Patronen ab, gefolgt von dem Siegesgeheul der trunkenen Bauern.

In der nächtlichen Straße, die von drei, vier ärmlichen Öllaternen belichtet wurde und über die von Zeit zu Zeit und immer häufiger aus den Judenhäuschen hervorzüngelnde Flämmchen einen huschenden, spärlichen Widerschein warfen, begann ein heftiges, kurzes Handgemenge. Zwar sah der Feldwebel Konzew, alter Soldat, der er war, den Ausgang dieses Kampfes sofort voraus. Er wußte, daß seine kleine Abteilung dem wütenden Haufen nicht standhalten konnte. Und Scham und Jammer empfand er, da er bedachte, daß ihn ein schmachliches Ende nach solch einem schmachlichen Handgemenge erwartete, ihn, einen der furchtlosesten Soldaten der großen russischen Armee. Viele Soldaten, brave Feinde, Österreicher und Deutsche, hatte er mit seinen braven Händen getötet. Aus Ratlosigkeit, aber auch aus Treue zu seinem Herrn und Obersten Tarabas, war er hierhergekommen. Was ging ihn dieses neue Ländchen an? Was, zum Teufel, gingen ihn die Juden von Koropta an? – Ach, welch ein Ende für einen alten Soldaten aus dem großen Kriege! – All diese Gedanken jagten mit großer Geschwindigkeit durch den Kopf des großartigen Konzew, während sein militärisches und ordentliches Gewissen, gleichsam als ein ganz besonderes und sein eigentliches Gehirn, ihm alle Maßnahmen diktierte, die in Anbetracht dieser scheußlichen Lage notwendig waren. In der Linken die Pistole, den schweren, krummen Säbel in der Rechten, umgeben von den johlenden Bauern und seinen Todfeinden, den Deserteuren, hieb und schoß der tapfere Konzew nach allen Seiten. Er überragte die Meute, die ihn umdrängte, um seinen ganzen gewaltigen, muskulösen Kopf. An allen Stellen seines Körpers spürte er Schmerzen, ein dichter Hagel von Schlägen fiel auf ihn nieder. Plötzlich fühlte er einen Stich im Hals. Seine blutunterlaufenen, von Schleiern überhangenen Augen konnten noch Ramsin wahrnehmen, der ein gewöhnliches, bäurisches Steckmesser in der erhobenen Hand hielt. „Hund, du“, röchelte Ramsin. „Sohn und Enkel einer Hündin!“ Mit der letzten Klarheit, die ihm der nahende Tod bescherte, begriff Konzew die schmachvolle Art seines Untergangs. Ein Bauermesser war ihm in den Hals gefahren. Ein elender Räuber, ein Deserteur hatte es geführt. Erbitterung, Scham und Haß verzerrten sein Angesicht. Er sank hin, zuerst auf die Knie. Dann streckte er die Arme aus, man machte ihm Platz. Er hatte keine Kraft mehr, sich auf die Hände zu stützen. Er fiel der Länge nach hin, mit dem Gesicht in den Schlamm und Unrat der Straßenmitte. Sein Blut strömte aus dem Hals, über den Kragen der Uniform und versickerte in der kotigen Erde. Über seinen Leib und über die Leiber der anderen Soldaten trampelten und stampften die genagelten Stiefel der Menge. Einige hatten sich selbst Wunden zugefügt. Einige andere waren verletzt worden. Aber ihr eigenes rinnendes Blut besänftigte sie keineswegs, sondern

berauschte sie noch mehr als das fremde, das sie ringsum fließen sahen. Der kurze Kampf hatte sie ebenfalls nicht etwa ermattet, sondern im Gegenteil ihren Drang zum sinnlosen Wüten noch verstärkt. Aus den riesenhaft aufgerissenen Mündern stießen sie in einem seltsam regelmäßigen, beinahe strengen Rhythmus unmenschliche Rufe aus, in denen Schluchzen, Heulen, Jammer, Jubel, Gelächter, Weinen, der Brunst- und Hungerschrei von Tieren enthalten war. Auf einmal brachte ein Soldat eine Fackel herbei. Er hatte um das obere Ende seines Stockes ein Tischtuch gewickelt, eine der spärlichen Laternen zerschlagen, das Tuch mit Petroleum getränkt und angezündet. Nun schwenkte er die Fackel über den Köpfen zuerst, berührte mit ihr die tief über die Häuschen hängenden trockenen Schindeldächer und entzündete sie. Viele taten wie er. Hierauf begann allmählich die ganze Hauptstraße von Koropta zu brennen. Die leckenden Feuerchen, die lustig und ausgelassen aus den Dächlein zu beiden Seiten der Straße dahertänzten, erfreuten die Menge dermaßen, daß sie beinahe der Juden vergaß. Man schleppte zwar die Armen immer noch mit, die unaufhörlich stolperten, in die Knie sanken und gewaltsam wieder hochgehoben wurden, aber man stieß und prügelte sie nicht mehr. Man begann sogar, ihnen begütigend und tröstlich zuzusprechen und sie auf die schauerlichen Schönheiten hinzuweisen, die man da angestiftet hatte. „Schau, Schau, das Flämmchen!“ sagte man. „Sieh, sieh, hier, meine Wunde!“ sagte man. „Das tut weh, siehst du?“ sagte man. Man hatte sich allmählich an die Juden gewöhnt. Sie waren, nachdem man sie so lange gepeinigt hatte, ein unentbehrlicher Bestandteil des ganzen Triumphzuges geworden. Man hätte sie um keinen Preis entbehren mögen. Die Juden aber erschreckten milde Worte und sanfte Behandlung noch mehr als Schläge und Peinigungen. Es schien ihnen, daß der allgemeinen Milde nur noch stärkere Folterungen folgen müßten. Näherte sich ihren Schultern eine friedliche Hand, so zuckten sie zusammen wie vor einer Peitsche. Sie sahen aus wie ein Häufchen Wahnsinniger, sie stellten eine besondere Art des stumpfen, schwachen und furchtsamen Irrsinns dar, mitten unter dem gewaltsamen und gefährlichen der anderen. Sie sahen ihre Häuser brennen, ihre Weiber, Kinder und Enkel mochten schon tot sein, sie hätten beten mögen, aber sie fürchteten, einen Laut von sich zu geben. Warum strafte sie der alte Gott so hart? Seit vier Jahren schon schüttete er Qualen über Qualen auf die Juden von Koropta. Der Zar, der alte Pharao, war gestorben, ein neuer war auferstanden im ewigen Lande Ägypten, ja, ein ganzes neues, kleines zwar, aber unheimlich grausames Ägypten war auferstanden! Von Zeit zu Zeit stießen die Juden erstickte Seufzer aus; es klang wie die heiseren, furchtsamen Rufe der Möwen vor einem Sturm.

Die Wache in der Kaserne hatte die Schüsse vernommen. Der Rest von Tarabas Leuten, der in der „Kammer“ Kristianpollers verblieben war, ebenfalls. Diese Leute erwachten plötzlich aus dem Rausch, in den sie der Alkohol, das Wunder, das Gebet, der Gesang versetzt hatten. Sie wurden von der Furcht ergriffen, der Furcht der disziplinierten Soldaten, vor dem eigenen, militärischen Gewissen und vor der fürchterlichen Strafe Tarabas. Einen Teil ihrer Waffen hatten die Deserteure genommen. Die Soldaten in der „Kammer“ sahen einander stumm, vorwurfsvoll und ängstlich an, schuldbewußt senkte einer vor dem anderen die Augen. Nun, da sie aus ihrem Rausch erwachten, konnten sie sich zwar an alle Vorgänge dieses sonderlichen und furchtbaren Tages erinnern, aber sie wußten keine Erklärung für den bösen Zauber, dem sie erlegen waren. Immer noch brannten und qualmten die zahllosen Restchen der Kerzen vor der Mutter Gottes. Aber das Bild sah man nicht mehr. Es war, als sei es wieder verschwunden, vom Dämmer verschlungen. „Es geht schrecklich zu“, begann schließlich einer. „Wir müssen in die Kaserne. Wir müssen den Alten verständigen. Wer wagt es?“ – Man schwieg. „Wir gehen alle zusammen!“ sagte ein anderer. Sie drückten die schwelenden Kerzenstümpfchen aus und verließen die „Kammer“. Sie sahen den Widerschein des Feuers, hörten den Lärm, setzten sich in Trab, liefen im Bogen um die Hauptstraße. Als sie die Kaserne betraten, stand das Regiment zum Ausmarsch bereit. Tarabas saß gerade auf. „Sofort in die Reihen!“ rief er ihnen zu. Sie rannten in die Zimmer, suchten und fanden noch ein paar verlassene Gewehre und schoben sich, jeder einzelne, wo er noch Platz fand, in eine der aufgestellten Zugsreihen. Ein paar Offiziere (nicht alle) waren auf den Beinen. Die üblichen Kommandos erfolgten. Das stark gelichtete Regiment rückte in die Stadt, Tarabas zu Pferde, an der Spitze, wie das Regiment es befahl, mit gezogenem Säbel. Sie rückten geradewegs in die Hauptstraße. Der gewaltige Oberst Tarabas, zwanzig Schritt Abstand vor seiner ersten Kompanie, rötlich im Widerschein der Flammen, war so schrecklich anzusehn, daß aller Lärm des irrsinnigen Haufens

verstummte. „Zurück!“ schmetterte Tarabas. Und gehorsam begannen alle rückwärtszugehen, wandten sich dann um, als wäre ihnen plötzlich zum Bewußtsein gekommen, daß sie, rückwärts schreitend, nicht schnell genug dem gefährlichen Tarabas entfliehen könnten und den zahllosen aufgeplanzten Bajonetten, die sie hinter ihm im Widerschein des Feuers blitzen sahen. Man lief, man rannte um Tod und Leben. Man ließ die Juden, man hatte sie schon vergessen. Sie blieben, ein geschlossener, wie zusammengekitteter, schwarzer Knäuel in der Mitte der Straße. Sie ahnten, daß ihre Rettung nahe war, aber sie wußten zugleich auch, daß sie zu spät kam. Verloren waren sie, für alle Zeiten. Sie rührten sich nicht. Mochten sie von den Rettern endgültig zertreten und zerstampft werden. Tod und Frost waren in ihren Herzen. Nicht einmal ihre körperlichen Schmerzen spürten sie mehr. Auf den hölzernen Bürgersteigen, die auch schon langsam an einigen Stellen zu schwelen anfangen, standen Weiber und Kinder zu beiden Seiten, die brennenden Häuschen im Rücken. Sie schrien nicht. Selbst die Kinder weinten nicht mehr. „Fort! Fort!“ befahl Tarabas. Und vor ihm lief jetzt der dunkle Schwarm der Juden einher, zu beiden Seiten, auf den hölzernen Brettern klapperten die hastigen Sohlen der Frauen und Kinder. Nachdem die Straße frei geworden war, begannen die Soldaten aus den Häusern zu retten, was noch zu retten war. Man versuchte, so gut es ging, die Brände zu ersticken. An Wasser fehlte es, auch an Gefäßen. Man konnte nicht daran denken, das Feuer zu löschen. Man warf Mäntel, Steine, Kot auf das Feuer, man holte aus den Stuben wahllos Tische, Bettzeug, Leuchter, Lampen, Töpfe, Schrägen, Wiegen, Brote, Speisen aller Art, Hausrat jeder Gattung. Mit den Stiefeln zertrat man den schwelenden Brand auf den Bürgersteigen. Was man nicht löschen konnte, ließ man brennen, man versuchte, mit Bajonetten, Säbeln und Gewehrkolben Schindeln abzureißen, Mauern zu zerschlagen, brennendes Bettzeug niederzustampfen. Eine Stunde später konnte man nur noch bläuliches Züngeln, gelbliches Schwelen, rötliches Verglühen der ganz und halb abgebrannten Häuser von Koropta sehen und den erstickenden, blaugrauen Dunst, der das ganze Städtchen einhüllte. Ermattet und reglos lagerten und hockten die Soldaten in der Straße. Sie erwarteten gleichgültig den Morgen. Kein Wind regte sich, zum Glück. Von den wenigen unversehrt gebliebenen Häusern Koroptas enthielt nur eines noch lebendige Bewohner: der Gasthof „Zum weißen Adler“; der Gasthof des verschwundenen Juden Kristianpoller. Hier im Hof und in den Stuben, im geräumigen Gastzimmer und im Keller drängten sich die Juden und die Bauern. Manche hatten Schrecken und Müdigkeit, Alkohol, Betäubung und Schmerzen eingeschläfert. Bauern und Juden lagen nebeneinander. Man sah keine Soldaten mehr. Die Deserteure, unter Ramsins Führung, hatten Koropta schon verlassen. Kinder schrien aus dem Schlaf, Frauen schluchzten. Ein paar Juden hockten da, fanden keine Kraft mehr, sich zu erheben, beteten summend und singend und wiegten ihre Oberkörper im Takt zu ihren alten Melodien.

Als der Morgen anbrach, ein heiterer Morgen, der wieder einen der gewohnten goldenen Tage dieses späten, sonderbaren Herbstes verkündete, erwachten die Bauern zuerst, taumelten ein wenig, weckten ihre Weiber und gingen hinaus, nach ihren Pferden und Wagen zu sehn. Sie erinnerten sich langsam und schwer an den Abend, an die Nacht, das Feuer, den Kampf, das Wunder und an die Juden. Sie gingen in die „Kammer“. Und siehe da: das wunderbare Bild der Mutter Gottes lebte noch an der Wand, davor lagen unzählige Holzscheite, und auf den Scheiten klebten unzählige ausgebrannte Kerzenstümpfchen. Es war also wirklich wahr. Das milde Antlitz der Mutter Gottes zeigte im grauen Licht des Morgens keine veränderten Züge. Gütig, lächelnd, schmerzlich leuchtete es elfenbeinfarben über dem blutroten Gewand. Seine Güte, sein Weh, seine himmlische Trauer, seine selige Schönheit waren wirklicher als der Morgen, die aufgehende Sonne, die Erinnerung an die blutigen und feurigen Schrecken der vergangenen Nacht. Die Erinnerung an all das verschwand vor der Heiligkeit des Bildes. Und mochte auch in dem und jenem der Bauern Reue wach werden, es war ihnen, als sei alles schon vergeben, da es ihnen nur vergönnt war, das liebliche Antlitz anzuschauen.

Indessen: sie waren Bauern. Sie dachten an ihre Gehöfte und Höfe, an die Schweine und an das Geld, das sie in ihren Säckchen um den Hals trugen. Sie mußten nach Hause, in die umliegenden Dörfer. Und sie beeilten sich doppelt und dreifach, denn sie mußten zu den zu Hause verbliebenen Brüdern Kunde von dem Wunder in Koropta geben. Zugleich ahnten sie, daß ihnen Gefahr von dem Regiment des Obersten Tarabas noch drohen könnte, das sie

gestern in die Flucht getrieben hatte. Sie bestiegen die Wägelchen. Sie peitschten die Pferdchen an und jagten davon, den umliegenden Dörfern zu.

Als der Oberst Nikolaus Tarabas in den Gasthof Kristianpollers einritt, fand er nur noch die jammernden Juden vor, die ihm mit verzweifelten, verweinten und zerschundenen Gesichtern, flehend erhobenen Händen, namenlosen Schrecken und Schmerz in den Augen, entgegentraten. Er befahl ihnen, den Gasthof zu verlassen, sich in den noch unversehrt gebliebenen Häusern zu verbergen und sich nicht zu rühren, ehe nicht neue Befehle ergangen wären. Und da sie ihn dauerten, gab er ihnen die Versicherung, daß die Soldaten über sie wachen würden, solange sie sich still, in den Häusern eingeschlossen, verhielten. Sie zogen davon.

Ein paar Offiziere kamen. Tarabas ging mit ihnen in die „Kammer“, das Wunder zu sehn. Vor dem Bildnis der Mutter Gottes zogen sie die Mützen ab. Tarabas Soldaten hatten berichtet, wie Ramsin auf seine schamlosen Zeichnungen geschossen und wie sich unter dem Kalk das Bild plötzlich gezeigt hatte. Tarabas bekreuzigte sich. Im ersten Augenblick hatte er Lust niederzuknien. Er überlegte schnell, daß er nach den Vorfällen der letzten Nacht, der mörderischen Folge eines blinden Glaubens, eine vernünftige Haltung einzunehmen verpflichtet war. Hinter ihm standen die Offiziere. Er schämte sich. Er durfte keine Bewegung machen, die seine bigotten Regungen verraten hätte. Er bekreuzigte sich noch einmal und machte kehrt.

Der Gastwirt Kristianpoller mußte sich nach Tarabas Meinung noch irgendwo im Gasthof verborgen halten. Er befahl, alle Winkel des Hauses zu durchsuchen. Unterdessen brachte man die in der Nacht getöteten Soldaten in den Gasthof. Es waren fünf, der Feldwebel Konzew unter ihnen. „Legt den Konzew in mein Zimmer!“ befahl der Oberst Tarabas.

Er gab ein paar Anweisungen für die nächste Stunde. Er befahl eine telefonische Verbindung mit der Hauptstadt, mit dem General Lakubeit. Dann ging er in sein Zimmer, riegelte die Tür ab und setzte sich neben das Bett, auf das man den toten Konzew gelegt hatte.

Zweiter Teil: Die Erfüllung

XVI

Nun war Tarabas allein mit dem toten Konzew. Man hatte das Angesicht des Feldwebels gewaschen, die Uniform von den Blut- und Kotspuren gereinigt, die hohen Stiefel gewischt, den mächtigen Schnurrbart gebürstet. Säbel und Pistole lagen neben ihm, zur Rechten und zur Linken, die kräftigen, behaarten Hände mit den großen, rissigen Nägeln waren über dem Bauch gefaltet. Der milde Schimmer des ewigen Friedens schwebte über dem scharfen, soldatischen Angesicht. Das Angesicht des Obersten Tarabas aber zeigte Zerfahrenheit, Unrast und Bitterkeit. Er wünschte sich, weinen zu können, toben zu dürfen. Er konnte nicht weinen, der Oberst Tarabas. Er sah graue Haare an den Schläfen des Feldwebels und fuhr mit der Hand über die Schläfen und zog sie sofort zurück, erschrocken über seine eigene Zärtlichkeit. Er dachte an die Weissagung der Zigeunerin. Noch kündigte nichts seine Heiligkeit an! Törichte Worte, längst begraben unter dem Gewicht der Schrecknisse, ertrunken im Blut, das man vergossen hatte, versunken wie die Jahre in New York, der Wirt, das Mädchen Katharina, die Cousine Maria, Vater, Mutter und Haus! Tarabas gab sich Mühe, die Bilder, die vor ihm auftauchten, Erinnerungen zu nennen und sie also ihrer Macht zu berauben. Er wollte den Gedanken, die ihn peinigten, jene gewichtlosen Bezeichnungen geben, die sie zu unbedeutenden und ungefährlichen Schatten der Vergangenheit stempeln, die ebensoschnell verfliegen, wie sie auftauchen. Er versuchte, sich in die Verbitterung über den Tod Konzews, seines besten Mannes, zu retten und sein Gelüst nach Rache für diesen Toten noch zu steigern. Er haßte nun diese Juden, diese Bauern und dieses Koropta, dieses Regiment, dieses ganze neue Vaterland, diesen Frieden und diese Revolution, die es geboren und gebildet hatten. Ach, er wollte – wie rasch faßte Tarabas seine Entschlüsse! – Ordnung machen, dann sein Amt niederlegen, dem kleinen General Lakubeit ein paar grobe Wahrheiten sagen und auf und davon gehn! Auf und davon! Wohin aber, gewaltiger Tarabas?! Gab's noch Amerika? Gab es noch das väterliche Heim? Wo war man zu Hause? Gab es noch irgendwo Krieg in der Welt?!

Aus diesen Überlegungen – es waren, wie man sieht, verworrene Ketten von Einfällen – riß Tarabas die Stimme der Ordonnanz, die durch die geschlossene Tür meldete, der Anruf des Generals Lakubeit werde in zwanzig Minuten erfolgen, der Oberst möge zur Post gehen. Tarabas fluchte auf die primitiven und umständlichen postalischen Verhältnisse – auch eine der üblen Folgen neuer und überflüssig gegründeter Staaten.

Er befahl Kerzen, für den Toten eine Ehrenwache und den Priester und ging ins Postamt. Er befahl dem einzigen Beamten, der seinen Dienst verrichtete, das Amt zu verlassen, man habe „Staatsgeschäfte“ zu führen. Der Beamte ging hinaus. Es klingelte, und der Oberst Tarabas nahm selbst den Hörer ab. „General Lakubeit!“ Tarabas wollte einen kurzen Bericht erstatten. Aber die sanfte, klare Stimme des kleinen Generals, die wie aus dem Jenseits herüberkam, sagte: „Nicht unterbrechen!“ Hierauf gab sie in kurzen Sätzen Anweisungen: den Befehl, das Regiment in Bereitschaft zu halten; übermorgen erst könnten Teile des Regiments aus der entfernten Garnison Ladka nach Koropta beordert werden; man müsse mit neuen Unruhen rechnen; alle Bauern der Umgebung sammelten sich, das Wunder zu sehen; man müsse den Ortspfarrer bitten, die Leute zu beruhigen; alle Juden seien in den Häusern zurückzuhalten – „soweit solche noch vorhanden“, sagte der General wörtlich, und der Oberst Tarabas hörte Hohn und Tadel in dieser Bemerkung. „Das ist alles!“ schloß der General, und: „Warten Sie!“ rief er noch. Tarabas wartete. „Wiederholen Sie kurz!“ befahl Lakubeit. Tarabas erstarrte vor Schreck und Wut. Er wiederholte gehorsam. „Schluß!“ sagte Lakubeit.

Geschlagen, ohnmächtig und voller Zorn, vernichtet von der schwachen, fernen Stimme eines schwächlichen, alten Mannes, der kein Soldat, sondern „nur ein Advokat“ war, verließ der gewaltige Tarabas das Postamt. Fast wunderte er sich über den Gruß des Postbeamten, der vor dem Eingang gewartet hatte. Kräftig von Ansehn, aber in Wirklichkeit schwach und ohne seinen alten Stolz, ging der große Tarabas durch die Trümmer des Städtchens Koropta. Es rauchte und schwelte immer noch zu beiden Seiten der Straße. Und Tarabas nahm sich trotz

seiner wirklichen muskulösen und fleischlichen Erscheinung nur wie ein gewaltiges Gespenst aus, zwischen dem Schutt, der Asche, den wahllos vor den Häusern aufgereihten, nutzlos geretteten, verlassenen Gegenständen. Er ging, ohne Soldaten und Offiziere anzusehn, in den Gasthof zurück. Überrascht blieb er in der Gaststube stehn. Hinter dem Schanktisch verneigte sich, als wäre nichts geschehen, der Jude Kristianpoller. Als wäre nichts geschehen, spülte der Knecht Fedja die Gläser.

Beim Anblick des Juden, der so unversehrt und unbekümmert sein gewöhnliches Geschäft fortsetzte, als wäre er plötzlich wieder aus einer Wolke hervorgetreten, die ihn bis jetzt unsichtbar gemacht und geschützt hatte, tauchte auch im Obersten Tarabas der Verdacht auf, daß es Juden gebe, die zaubern können und daß dieser Wirt tatsächlich für die Schändung des Muttergottesbildes verantwortlich sei. Die ganze große Mauer, die unüberwindliche Mauer aus blankem Eis und geschliffenem Haß, aus Mißtrauen und Fremdheit, die heute noch, wie vor Tausenden Jahren, zwischen Christen und Juden steht, als wäre sie von Gott selbst aufgerichtet, erhob sich vor Tarabas Augen. Sichtbar hinter diesem blanken, durchsichtigen Eis stand nun Kristianpoller, nicht mehr das gefahrlose Subjekt von einem Händler und Gastwirt, nicht mehr nur der nichtswürdige, aber ungefährliche Angehörige einer geringgeschätzten Schicht, sondern eine fremde, unverständliche und geheimnisvolle Persönlichkeit, ausgerüstet mit höllischen Mitteln zum Kampf gegen Menschen, Heilige, Himmel und Gott. Auch aus den unergründlichen Tiefen des Tarabasschen Gemüts stieg, wie gestern aus dem ahnungslos frommen der Bauern und Soldaten, ein blinder und brünstiger Haß gegen den unversehrten, gleichsam gegen den ewig aus allen Gefahren unversehrt hervorgehenden Juden, der diesmal zufällig den Namen Nathan Kristianpoller trug. Ein anderes Mal hieß er anders. Ein drittes Mal würde er wieder einen neuen Namen führen. Oben in Tarabas Zimmer lag der gute, teure Konzew aufgebahrt, tot für alle Ewigkeit tot, und für diesen unverletzlichen, teuflischen Kristianpoller gestorben. Ganze hunderttausend Juden hätte Tarabas für einen Stiefel des toten Feldwebels Konzew geopfert! Tarabas antwortete nicht auf den ehrfürchtigen Gruß Kristianpollers. Er setzte sich. Er bestellte nicht einmal Tee oder Schnaps. Er wußte, daß der Wirt ohnehin bald mit den Getränken kommen würde.

Und Kristianpoller kam auch. Er kam mit einem Glas heißem, dampfendem, goldenem Tee. Er wußte, daß Tarabas jetzt nicht in der Laune war, Alkohol zu genießen. Tee besänftigt. Tee klärt die Verworrenen, und Klarheit ist den Vernünftigen nicht gefährlich. Er hat den Tee in der Hölle gekocht, fuhr es durch Tarabas Gehirn. Woher weiß er, wonach mich dürstet? Als ich eintrat, hatte ich beschlossen, einen Tee zu verlangen. – Und da Kristianpoller Tarabas Wunsch erraten hatte, fühlte sich der Oberst geschmeichelt, seinem eigenen Mißtrauen zum Trotz. Er konnte sich einer gewissen Bewunderung für den Juden nicht erwehren. Er war auch neugierig zu erfahren, auf welche Weise Kristianpoller vermocht hatte, sich zu verbergen und frisch wie gewöhnlich wieder zu erscheinen. Und er begann mit einem Verhör:

„Weißt du, was hier los ist?“

„Jawohl, Euer Hochwohlgeboren!“

„Du bist schuld daran, daß man deine Glaubensgenossen geschlagen und gepeinigt hat; einige meiner Leute sind gefallen; mein lieber Konzew ist gestorben; deinetwegen! Ich werde dich aufhängen, mein Lieber! Du bist ein Aufrührer; ein Kirchenschänder; du sabotierst das neue Vaterland, auf das wir seit Jahrhunderten gewartet haben. Was sagst du dazu?“

„Euer Hochwohlgeboren“, sagte Kristianpoller, und er erhob sich aus seiner gebeugten Stellung und sah dem Fürchterlichen mit seinem einen gesunden Auge gerade ins Gesicht, „ich bin kein Aufrührer; ich habe kein Heiligtum geschändet; ich liebe dieses Land soviel und sowenig wie jeder andere auch. Euer Hochwohlgeboren gestatten mir eine allgemeine Bemerkung?“

„Sprich!“ sagte Tarabas.

„Euer Hochwohlgeboren“, sagte Kristianpoller und verneigte sich noch einmal, „ich bin nur ein Jude!“

„Das ist es eben!“ sagte Tarabas.

„Euer Hochwohlgeboren“, erwiderte Kristianpoller, „erlauben mir gnädigst, sagen zu dürfen, daß ich ohne meinen Willen ein Jude geworden bin.“

Tarabas schwieg. Es war nicht mehr der fürchterliche Oberst Tarabas, der da schwieg und zu überlegen begann. Es war der längst totgeglaubte, der junge Tarabas, einst ein Revolutionär, Mitglied einer geheimen Bande, die später den Gouverneur von Cherson umgebracht, der Student Tarabas, der tausend nächtliche Diskussionen angehört hatte, der weiche und leidenschaftliche Tarabas, der rebellische Sohn eines steinernen Vaters, ausgestattet mit der Gabe, zu denken und zu überlegen, aber auch der ewig unfertige Tarabas, dem die Sinne den Kopf verwirrten, der sich den Ereignissen auslieferte, wie sie gerade kamen: dem Totschlag, der Liebe, der Eifersucht, dem Aberglauben, dem Krieg, der Grausamkeit, dem Trunk, der Verzweiflung. Tarabas Intelligenz wachte noch unter dem Schutt seiner vernichteten, unter dem Getümmel seiner lebendigen Leidenschaften und Räusche. Die Sache, die der Jude Kristianpoller mit seinem unerbittlichen Verstand verteidigte, ging ja den Gewaltigen und seine verworrene Vergangenheit gar nichts an! Dennoch leuchtete sie in die Finsternisse, die Tarabas seit vielen Jahren ausfüllten. Die Antwort Kristianpollers fiel in das Gehirn des Obersten wie ein plötzliches Licht in einen Keller. Für eine Weile erhellte es dessen geheime, verschollene Tiefen und die schattigen Winkel. Und obwohl der Oberst, als er das Verhör begann, bereit gewesen war, die rätselhaften Eigenschaften des unheimlichen Juden zu klären und zu erfahren, mußte er sich jetzt selbst zugestehn, daß die Antwort Kristianpollers wie ein plötzliches Licht daherkam, geeignet, eher die Dämmerungen zu erleuchten, die in seinem eigenen Herzen herrschten, als jene, die den Juden umgeben mochten und sein fremdes Volk.

Eine Weile schwieg Tarabas. Einen Augenblick war ihm, als erkenne er die Nichtswürdigkeit, Sinnlosigkeit und Leere seines geräuschvollen und heroischen Lebens und als hätte er allen Grund, den verachteten Kristianpoller um dessen immer wache Vernunft und gewiß sorgfältig geregeltes Dasein zu beneiden. Diese Einsicht währte kurz. Noch war der gewaltige Tarabas von dem Hochmut erfüllt, der in allen Mächtigen dieser Erde die Vernunft unterjocht und die seltenen Erkenntnisse, deren sie zuweilen teilhaft werden, wie mit einer Wolke aus falschem Gold umhüllt. Der Hochmut war es, der aus Tarabas sprach:

„Die andern Juden, deine Brüder, hast du umkommen lassen. Hättest du dich gemeldet, den andern wäre nichts geschehn! Selbst deine Glaubensgenossen hast du ausgeliefert. Du bist ein erbärmlicher Mensch. Ich werde dich zertreten!“

„Euer Hochwohlgeboren“, erwiderte Kristianpoller, „man hätte alle anderen geschlagen, wie es geschehn ist, und mich hätte man getötet. Ich habe eine Frau und sieben Kinder. Als Euer Hochwohlgeboren hierherkamen, habe ich sie nach Kyrbitki geschickt. Ich sagte mir, es sei gefährlich. Ein neues Regiment ist uns Juden immer gefährlich. Euer Hochwohlgeboren sind ein edler Herr, ich weiß es bestimmt. Aber ...“

Tarabas blickte auf, und Kristianpoller verstummte. Er hatte fürchterliche Angst vor dem Wörtchen „aber“, das ihm entschlüpft war. Er verneigte sich wieder. Er blieb so, den Rücken tief gebeugt, so daß der Blick des sitzenden Tarabas geradewegs auf das seidene Hauskappchen des Juden fiel.

„Was: ‚aber‘?“ fragte Tarabas. „Sag alles!“ „Aber“, wiederholte Kristianpoller und richtete sich wieder auf, „Euer Hochwohlgeboren sind selbst in der Hand Gottes. Er lenkt uns, und wir wissen nichts. Wir verstehen nicht seine Grausamkeit und nicht seine Güte ...“

„Philosophiere nicht, Jude!“ schrie Tarabas. „Sag, was du meinst!“

„Nun“, erwiderte Kristianpoller, „Euer Hochwohlgeboren haben gestern zuviel Zeit in der Kaserne verbracht.“ Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Es war Gottes Wille!“

„Du versteckst dich immer wieder hinter Gott!“ sagte Tarabas. „Gott ist nicht dein Paravent! Ich werde dich aufhängen lassen. Aber jetzt sage mir, wo du dich verborgen hast? Du mußt dich wieder verstecken! Ich habe den Befehl aus der Hauptstadt, alle Juden verborgen zu halten. Die Bauern ziehen heran, das Wunder in deinem Hof wollen sie sehn. Du wirst der erste sein, den sie abschlachten. Und ich will dich persönlich aufhängen lassen. Daß du mir das Vergnügen nicht verdirbst!“

„Euer Hochwohlgeboren!“ sagte Kristianpoller, „ich verberge mich im Keller. Mein Keller hat zwei Stockwerke. Im ersten steht der Schnaps. Im zweiten steht alter Wein. Unter der ersten Treppe liegt eine schwere, steinerne Platte. Sie hat eine Öse. In diese stecke ich einen eisernen Ring. In den Ring einen eisernen Stab. So hebe ich die Platte. Wenn ich im zweiten Stockwerk des Kellers sitze, lasse ich die Spitze der Stange zwischen der Platte und dem Boden. Euer Hochwohlgeboren können mich aus diesem Versteck holen und hinrichten lassen.“

Tarabas schwieg. Der Jude log nicht. Aber selbst die Wahrheit noch aus diesem Munde mußte irgendeine Lüge enthalten. Sogar der Mut, den der Wirt Kristianpoller bewies, mußte lediglich die Maske irgendeiner verborgenen Feigheit sein, einer teuflischen Feigheit. Also sagte Tarabas:

„Ich werde dich holen. Sag mir noch, weshalb du die Kirche in deinem Hof und die Mutter Gottes geschändet hast!“

„Ich hab' es nicht getan!“ rief Kristianpoller. „Dieses Haus ist sehr alt. Ich habe es von meinem Urgroßvater geerbt! Ich weiß nicht, wann die Kapelle zu einer Rumpelkammer geworden ist. Ich weiß es nicht. Ich bin unschuldig!“

Es war so viel Inbrunst in diesen Rufen Nathan Kristianpollers, daß sich sogar in Tarabas Vertrauen regte. „Also geh, verbirg dich!“ sagte der Oberst. „Ich möchte für mich ein anderes Zimmer, auf meinem Bett liegt der Tote.“

„Es ist besorgt!“ erwiderte Kristianpoller. „Euer Hochwohlgeboren haben das Zimmer meines seligen Großvaters. Es ist im zweiten Stock, neben dem Dachboden leider! Ich habe es hergerichtet. Das Bett ist gut. Der Ofen ist geheizt. Fedja wird es Euer Hochwohlgeboren zeigen. Für den seligen Herrn Konzew habe ich ein Dutzend Wachskerzen vorbereitet. Sie liegen im Nachtkästchen, neben dem Bett. Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, ist oben!“

„Rufe ihn!“ befahl Tarabas.

XVII

Der Pfarrer von Koropta war ein alter Mann. Er verrichtete seit mehr als dreißig Jahren seinen Dienst in dieser Gemeinde. Einen einfachen, demütigen, undankbaren Dienst. Die alte, fettig glänzende Soutane schlotterte um seinen hageren Körper. Die Jahre hatten ihn winzig und mager gemacht, seinen Rücken gekrümmt, Höhlen um seine grauen, großen Augen gegraben, zwei Furchen zu beiden Seiten seines schmalen, zahnlosen Mundes, sie hatten seine Schläfen und seine Stirn gelichtet und sein schlichtes Herz geschwächt. Er hatte den Krieg über sich ergehen lassen, den großen Zorn des Himmels, und Hunderte von Morgen, an denen er die Messe nicht lesen konnte. Er hatte Tote begraben, die, von zufälligen Geschossen getroffen, den letzten Segen nicht empfangen konnten, Eltern getröstet, deren Kinder gefallen und gestorben waren. Er sehnte sich selbst schon nach dem Tode. Mager und schwach, mit erloschenen Augen, zittrigen Gliedern erschien er vor Tarabas.

Man müsse, eröffnete ihm der Oberst, die wunderdürstigen Bauern, die da nach Koropta heranrückten, besänftigen. Das geschehene Unglück sei groß. Die Armee rechne auf den Einfluß der Geistlichkeit. Er, der Oberst Tarabas, auf die Unterstützung des Pfarrers.

„Ja, ja!“ sagte der Pfarrer. Allen Machthabern, die im Verlauf der letzten Jahre in Koropta eingezogen waren und beinahe genauso gesprochen hatten, wie jetzt der Oberst Tarabas sprach, hatte der Pfarrer das gleiche „Ja, ja!“ gesagt.

Einen Augenblick ruhten seine alten, erloschenen, großen, hellen Augen auf dem Antlitz des Obersten. Der Pfarrer hatte Mitleid mit dem Obersten Tarabas. (Ja, wahrscheinlich war der Pfarrer der einzige Mensch in Koropta, der Mitleid mit Tarabas hatte.)

„Ich werde in Ihrem Sinne morgen zu den Gläubigen sprechen!“ sagte der Pfarrer.

Aber es war Tarabas, als hätte der Pfarrer etwa gesagt: Ich weiß, wie es um dich steht, mein Sohn! Du bist verworren und ratlos. Du bist ein Mächtiger und ein Ohnmächtiger. Du bist ein Mutiger, aber ein Ängstlicher. Du gibst mir Anweisungen, aber du weißt selbst, daß es dir wohler wäre, wenn ich dir Anweisungen geben könnte.

Tarabas schwieg. Er wartete noch auf ein Wort des Alten. Der aber sagte nichts. „Sie trinken?“ fragte Tarabas. „Ein Glas Wasser!“ sagte der Pfarrer. Fedja brachte es. Der Pfarrer trank einen Schluck. „Schnaps!“ rief der Oberst. Fedja brachte ein Glas voll Schnaps. Es war klar wie Wasser. Tarabas trank.

„Die Herren Soldaten können viel Alkohol vertragen!“ sagte der Pfarrer.

„Ja, ja“, antwortete Tarabas, fern, fremd und zerstreut.

Es war beiden klar, daß sie nichts mehr miteinander zu reden hatten. Der Pfarrer wartete nur auf ein Zeichen, aufbrechen zu dürfen. Tarabas hätte sehr viel zu sagen gehabt: sein Herz war voll und auch verschlossen. Ein geheimnisvoll verschlossener, schwerer Sack: so lag das Herz in der Brust des gewaltigen Tarabas.

„Was haben Sie noch zu befehlen, Herr Oberst?“ fragte der Pfarrer.

„Nichts!“ sagte Tarabas.

„Gelobt sei Jesus Christus“, sagte der Pfarrer.

Auch Tarabas stand auf und flüsterte: „In Ewigkeit. Amen!“

XVIII

An diesem Tage wurde in Koropta wieder einmal, wie schon so oft, getrommelt und verfügt, daß sich die Juden nicht in den Gassen zu zeigen hätten. Sie hatten ohnedies keine Lust dazu. Sie saßen in den wenigen noch übriggebliebenen Häuschen ihrer Glaubensgenossen. Sie verrammelten Türen und Fenster. Es war, seitdem sie denken konnten, ihr traurigster Samstag. Dennoch versuchten sie, sich zu trösten und auf eine schnelle Hilfe Gottes zu hoffen. Sie dankten ihm, daß er sie wenigstens am Leben gelassen hatte. Einige waren verletzt. Sie hockten da, mit verbundenen Köpfen, die verrenkten Arme in weißen Binden, mit zerschundenen Gesichtern, an denen das rötlichviolette Geflecht der Peitschenstriemen zu sehen war, mit nackten Oberkörpern, über deren Wunden sie feuchte Handtücher gebunden hatten. Sie waren ohnehin alt, schwach oder verkrüppelt: denn die Jungen und Gesunden hatte der Krieg verschlungen. Sie empfanden den Schimpf nicht, den man ihnen angetan hatte, sie fühlten lediglich ihre Schmerzen. Denn das Volk Israel kennt seit zweitausend Jahren eine einzige Schmach, der gegenüber jeder spätere Schimpf und Hohn seiner Feinde lächerlich

wird: die Schmach, in Jerusalem keinen Tempel zu wissen. Was sonst an Schande, Spott und Weh kommen mag, ist eine Folge jener bitteren Tatsache. Manchmal schickt der Ewige, als wäre der schwere Becher des Leidens noch nicht voll, neue Plagen und Strafen. Er bedient sich gelegentlich dazu der ländlichen Bevölkerung. Man kann sich nicht wehren. Aber, selbst wenn man könnte, dürfte man es?! Gott wollte, daß man gestern die Juden von Koropta schlage. Und man schlug sie. Hatten sie nicht schon in ihrem sündhaften Übermut an die Rückkehr des Friedens geglaubt? Hatten sie nicht schon aufgehört sich zu fürchten? Es steht einem Juden von Koropta nicht an, die Furcht zu verlieren.

Sie saßen da und wiegten ihre zerschlagenen Oberkörper im Dämmer der kleinen Zimmerchen, deren Fensterladen vernagelt waren, obwohl man am Sabbat keine Nägel einschlagen darf. Aber das Leben zu erhalten ist ein ebenso ehrwürdiges Gebot wie jenes, das den Sabbat zu heiligen befiehlt. Sie wiegten ihre Oberkörper, sagten im Singsang die Psalmen her, die sie auswendig konnten, und die andern lasen sie mit ihren trüben Augen aus den Büchern, im Dämmer, zerbrochene, gespaltene, mit Bindfäden zusammengehaltene Brillen über den langen, kummervollen Nasen, eng aneinandergedrückt, denn es mangelte an Büchern, und drei oder vier mußten gemeinsam aus einem einzigen lesen. Sie hüteten sich auch, ihre Stimmen zu erheben, aus Angst, man könnte sie draußen hören. Von Zeit zu Zeit blieben sie still und lauschten angestrengt. Einige wagten sogar, durch die Ritzen und Sparren der Fensterladen zu spähen. Kamen nicht schon die neuen Verfolger, von denen die Trommeln gewarnt hatten? Es galt, sich totzustellen; die anrückenden Bauern glauben zu machen, es befände sich kein einziger lebendiger Jude mehr in Koropta.

Unter diesen kläglichen Juden fand sich auch der Bethausdiener Schemarjah, der unglücklichsten einer. Allen war sein Jammer bekannt. Er war seit langen Jahren Witwer und hatte einen einzigen Sohn. Ja: hatte! Er konnte sein Kind in Wirklichkeit nicht mehr seinen Sohn nennen, seitdem dieser – es war noch während des Kriegs – den Vater angespuckt und den Entschluß kundgegeben hatte, Revolutionär zu werden. Gewiß war es Schemarjahs, des Vaters, Schuld: er hatte sich ein paar hundert Rubel erspart, um den Sohn studieren zu lassen. Der törichte Diener des Bethauses von Koropta hatte auch einmal den Wunsch gehabt, einen gebildeten Sohn zu sehn, einen Doktor der Medizin oder der Jurisprudenz. Was aber war aus diesem übermütigen Unterfangen geworden? – Ein rebellischer Gymnasiast zuerst, der einen Lehrer ohrfeigte, aus der Schule vertrieben wurde, zu einem Uhrmacher in die Lehre kam, einen revolutionären „Zirkel“ in Koropta gründete, Gott leugnete, Bücher las und die Herrschaft des Proletariats verkündete. Obwohl er schwächlich war wie sein Vater und die Soldaten ihn gar nicht haben wollten, meldete er sich während des Krieges freiwillig und zwar nicht, um den Zaren zu verteidigen, sondern, wie er verkündete, um „den Gewalthabern den Garaus zu machen“. Nebenbei erklärte er, daß er an Gott nicht glaube, denn dieser sei eine Erfindung des Zaren und der Rabbiner. „Du bist aber ein Jude?“ fragte der alte Schemarjah. „Nein, Vater, erwiderte der fürchterliche Sohn, „ich bin kein Jude!“

Er verließ das Haus, ging zur Armee und schrieb, nachdem die erste Revolution ausgebrochen war, noch einen Brief an den alten Vater. Er teilte mit, daß er nie mehr nach Hause zurückkehren wolle. Man möge ihn als tot und erledigt betrachten.

Schemarjah betrachtete ihn als tot und erledigt, trauerte, wie es geschrieben steht, sieben Tage um ihn und hatte aufgehört, ein Vater zu sein.

Er war schwächlich, hager und trotz seinem vorgeschrittenen Alter, noch grellrot von Haar und Bart. Er sah einem bösen Magier ähnlich, mit seinem kurzen, knallroten Fächerbart, seinen unzähligen Sommersprossen auf dem bleichen und knochigen Gesicht, seinen affenlangen, dünnen Armen und den schlaffen, rötlich behaarten mageren und langen Händen. Man nannte ihn „Schemarjah, den Roten“. Auch manche Judenfrauen ängstigten sich vor seinen gelblichen Augen. In Wirklichkeit war er ein harmloser Mann, ergeben, demütig, närrisch, gläubig, gutmütig und voller Pflichteifer. Er lebte von Zwiebeln, Rettich und Brot. Im Sommer waren ihm Kukuruzkolben Delikatesse und Luxus. Er lebte von wenigen Kopeken, die ihm die Gläubigen bezahlten, und von Almosen, die er hie und da, gewöhnlich vor den Feiertagen,

bekam. An dem Ende seines Sohnes gab er sich selbst die Schuld. Sein väterlicher Hochmut war gestraft worden. Zwar hatte er, nach den Gesetzen der Religion, die allein für ihn Wirklichkeit war, keinen Sohn mehr. Aber oft, im Traum und im Wachen, kam ihm sein Kind in den Sinn. Vielleicht kehrte es noch von den Toten zurück? Vielleicht führte Gott es zurück? – Damit derartiges sich ereigne, mußte man nur fromm, immer frömmere werden. An Frömmigkeit und Gesetzestreue übertraf er alle anderen.

Auch er war gestern ein paarmal durch die Luft gewirbelt worden. Jemand hatte ihm die Faust gegen das Kinn gestoßen. Heute schmerzten die Kiefer so, daß er kaum ein verständliches Wort hervorbringen konnte. Aber an sein Weh dachte er nicht. Eine andere Sorge beschäftigte ihn. Man hatte das kleine Bethaus von Koropta angezündet. Vielleicht waren die Thorarollen verbrannt? Und wenn sie unversehrt waren, mußte man sie nicht rechtzeitig retten? Und wenn sie verbrannt waren, mußte man sie nicht, wie das Gesetz befiehlt, auf dem Friedhof bestatten?

Den ganzen Tag kreisten die Sorgen Schemarjahs um die Thorarollen. Er äußerte sich aber nicht, aus Eifersucht. Er hütete das Geheimnis, aus Angst, es könnte sich noch ein anderer finden, der ebenfalls bereit wäre, die Heiligtümer zu retten. Diese großartige Tat sollte ihm allein vorbehalten bleiben. In dem großen Buch, das im Himmel über alle Juden geführt wird, zeichnet ihm der Ewige ein prächtiges „Vorzüglich“ ein, und vielleicht bringt ihm für diese Tat das Schicksal auch den Sohn zurück. Deshalb behält Schemarjah seine Sorgen für sich. Er weiß noch nicht, auf welche Weise man in die Straße gelangen kann, ohne von den Soldaten des gefährlichen Tarabas oder von den noch gefährlicheren Bauern gesehn zu werden. Die Vorstellung, daß eine von Feuer verwüstete Thora der ehrwürdigen Bestattung vergeblich harren mag, bereitet Schemarjah unsagbare Pein. Hätte er nur sprechen können! Sein Herz ausschütten! Die Aussicht auf ein einzigartiges Verdienst und auf den seligen Lohn verbietet ihm zu sprechen.

Am späten Nachmittag, just zu der Stunde, in der die Juden von Koropta gewohnt sind, das Ende des Sabbats zu feiern und den Anbruch der Wochentage zu begrüßen, hört man Lärm durch die vernagelten Fensterladen. Die Bauern rückten heran, die Bauern! Ach, es sind nicht die mehr oder weniger vertrauten Bauern aus der Umgebung von Koropta; obwohl man gerade von diesen in die Luft geschleudert und geschlagen worden ist! Ach! Es sind fremde Bauern, nie gesehene Bauern! Alles Mögliche und Unmögliches kann man von ihnen erwarten: Schändungen, Morde gar. Spaße, wahrhaft harmlose Spaße waren eigentlich, bedachte man es genauer, gestern die Grausamkeiten! Was noch kommen kann, muß ein tödlicher Ernst werden. Die Bauern rücken gegen Koropta. In langen Prozessionen nahen sie, unter frommen Gesängen, mit vielen bunten, gold- und silberbestickten Fahnen, geführt von Geistlichen in weißen Gewändern, Frauen, Männer, Jungfrauen und Kinder. Es gibt welche, denen es nicht genügt, nach Koropta zu pilgern. Sie wollen sich die heilige Aufgabe noch schwerer machen. Und sie fallen nach jedem fünften, siebenten oder zehnten Schritt nieder und rutschen zehn Schritte auf den Knien weiter. Andere werfen sich in bestimmten Abständen zu Boden, bleiben ein Paternoster lang liegen, erheben sich, wanken weiter und lassen sich wieder fallen. Fast alle tragen Kerzen in den Händen. Die blankgewischsten Schnürstiefel hängen über den Schultern, damit die Sohlen geschont bleiben. Die Bäuerinnen tragen ihre schönsten farbigen Kopftücher; die Männer tragen die Sonntagswesten, die freudig geblühten, die wie Frühlingswiesen aussehen. Mit falschen Stimmen, schrillen, heiseren, aber inbrünstigen und warmen, singen sie dem Wunder zu.

Die Nachricht von dem Wunder im Hofe Kristianpollers hat sich innerhalb eines Tages in den Dörfern der Umgebung verbreitet. Ja, die Art und die Schnelligkeit, mit der sich diese Kunde verbreitet hat, ist ein Wunder für sich. Unter den Bauern, die am Jahrmarkt in Koropta teilgenommen haben, gibt es nicht wenige, die noch in der Nacht in ferner gelegene Dörfer fahren, um Verwandten, Freunden und Fremden die märchenhafte Kunde zu bringen. Manche Ereignisse rufen auf eine unerklärliche Weise an allen Ecken und Enden ein Echo hervor. Sie

bedürfen, um allbekannt zu werden, keines der neuzeitlichen Verkehrs- und Verständigungsmittel. Die Luft vermittelt sie jedem, den sie angehn. Also verbreitete sich auch die Nachricht von dem Wunder in Koropta.

Während nun die Bauern aus allen Richtungen heranrückten, so daß nicht weniger als sechs Prozessionen vor dem Gasthof Kristianpollers zusammenstießen, während die Juden in den paar dämmrigen Häuschen sehnsüchtig die rettende Nacht erwarteten, saß Tarabas mit den Offizieren in der Gaststube, wo der Knecht Fedja den Gastwirt vertrat. Kristianpoller hatte sich verborgen. Aber die frommen Bauern dachten heute nicht mehr an Rache und Gewalt. Sie hatten die Mahnungen der Geistlichen aufgenommen. Ihr frommer Eifer strömte sachte dem Wunder entgegen, wie ein gedämmter Fluß. Man hielt Gottesdienste ab, ein paar hintereinander, für je eine Gruppe Frommer. Man hatte einen improvisierten Altar aufgestellt. Die Kammer erinnerte an eine jener rohen, hastig eingerichteten Kapellen, die von den ersten Missionaren kaum dreihundert Jahre früher in diesem Land errichtet worden waren. Dreihundert Jahre war dieses Volk schon christlich getauft. Dennoch erwachte nach einem fröhlich verbrachten Schweinemarkt und nach ein paar Gläsern Bier und beim Anblick eines lahmen Juden in jedem einzelnen ein alter Heide.

Man verließ sich allerdings heute nicht nur auf die Geistlichen. Soldaten patrouillierten durch Koropta.

Unter den Offizieren in der Schankstube Kristianpollers herrschte große Aufregung. Zum erstenmal, seitdem Tarabas sie befehligte, wagten sie in seiner Gegenwart alles zu sagen, was sie dachten. Obwohl Tarabas finster, schweigsam und verbissen seinen gewohnten Schnaps trank, lärmten die anderen, stritten miteinander, einzelne entwickelten verschiedene Theorien über den neuen Staat, über die Armee, über Revolution, Religion, Bauern, Aberglauben und Juden. Auf einmal schienen sie Achtung und Angst verloren zu haben. Es war, als hätten das Wunder in der „Kammer“ Kristianpollers und der Brand von Koropta dem Kommandanten Tarabas Würde und Gewalt genommen. Auch die Offiziere dieses Regiments waren aus allen Teilen der früheren Armee und der Front zusammengekommen. Es waren Russen, Finnen, Balten, Ukrainer, Leute aus der Krim, Kaukasier und andere. Der Zufall und die Not hatten sie hierhergeweht. Sie waren Soldaten, wahrhaft Landsknechte. Sie nahmen Dienst, wo sie konnten. Sie hatten nur Soldaten bleiben wollen. Sie konnten ohne eine Uniform, ohne eine Armee nicht leben. Sie brauchten, wie alle Söldner der Welt, einen Kommandanten, der keine Schwäche hatte und keinen Fehl; keine sichtbare Schwäche und keinen sichtbaren Fehl. Nun, es hatte gestern zwischen ihnen und Tarabas Streit gegeben. Sie hatten ihn bewußtlos und betrunken gesehn, sie zweifelten nicht mehr daran, daß man ihn in einigen Tagen absetzen würde. Übrigens glaubte jeder, er sei selbst weit eher geeignet, ein Regiment zu bilden und es zu führen.

Der schweigsame Tarabas ahnte wohl, was die Offiziere dachten. Auf einmal schien es ihm, daß er bis jetzt nur Glück gehabt hatte, kein Verdienst. Er hat die zufällige Verwandtschaft mit dem Kriegsminister ausgenützt, ja mißbraucht. Er ist in Wirklichkeit niemals ein Held gewesen. Er hat Mut bewiesen, weil sein Leben nichts wert ist. Er ist ein guter Soldat im Kriege gewesen, weil er sich eigentlich nach dem Tode sehnt und weil im Krieg der Tod am nächsten ist. Es ist ein verdorbenes Leben, Tarabas, das du seit Jahren führst! Es begann im dritten Semester deiner Studien. Niemals hast du gewußt, was dir angemessen ist. Das Heim, Katharina, New York, Vater und Mutter, Maria, die Armee, den Krieg verloren! Du warst nicht einmal imstande zu sterben, Tarabas. Viele hast du sterben lassen, viele hast du umgebracht. Mit Pomp und in der Maskerade der Gewalt kommst du einher! Alle haben dich durchschaut: zuerst der General Lakubeit, dann der Jude Kristianpoller, jetzt die Offiziere. Konzew ist tot, der einzige, der dir geglaubt hat.

So sprach Tarabas zu sich. Bald war es ihm, als gäbe es in der Tat zwei Tarabasse. Von denen stand einer in einem schäbigen, aschgrauen Rock vor dem Tisch; hier saß der gewaltige Tarabas, bewaffnet, in Uniform, mit Orden, gestiefelt und gespornt. Der sitzende Tarabas sank

immer mehr auf seinem Stuhl zusammen, und der armselige, der vor ihm stand, reckte stolz den Kopf und wuchs und wuchs aus seinem demütigen Rock.

Der Oberst Tarabas hörte nicht mehr auf die Gespräche der Offiziere rings um ihn: so sehr beschäftigte ihn sein armseliges und stolzes Ebenbild. Auf einmal war ihm, als gäbe es ihm den Rat, zum toten Konzew hinaufzugehn. Er torkelte hinaus. Er hielt sich am Geländer fest. Es dauerte lange, bis er die oberste Stufe der Treppe erreichte. Dann trat er neben den Toten. Er schickte die zwei Soldaten fort, die die Wache hielten. Vier mächtige Wachskerzen, zwei zu Häupten, zwei zu Füßen des Toten, verbreiteten eine unstete, wechselnde, goldene Helligkeit. Es roch süßlich und dumpf. Auf die Schulter Konzews waren ein paar Wachstropfen gefallen. Tarabas kratzte sie mit dem Nagel ab und fuhr dann bürend mit dem Ärmel über die Uniform des Toten. „Beten“, fiel ihm ein. Und er sagte mechanisch ein Vaterunser nach dem anderen.

Er öffnete die Tür, rief die Soldaten und stolperte die Treppe hinunter. „Meine Herren!“ sagte er, „Sie wissen, daß wir morgen die Toten begraben. Um die Mittagsstunde. Den Feldwebel Konzew und die anderen.“

Es war dem Obersten Tarabas, als wäre die Mitteilung, die er soeben den Offizieren gemacht hatte, eine der letzten seines Lebens; als hätte er die Stunde seiner eigenen Bestattung angegeben.

Er blieb die ganze Nacht an seinem Tisch sitzen. Er mußte, so schien ihm, den anderen Tarabas erwarten. Er wird wahrscheinlich nicht mehr kommen, dachte Tarabas, er hat genug von mir. Und er schlief ein, über dem Tisch, den Kopf in den gekreuzten Armen.

XIX

Ein blauer und silberner Sonntagmorgen, golden summende Glocken und der Chorgesang der frommen Bauern, die noch immer in der „Kammer“ ausharrten, weckten den Obersten Tarabas. Er stand sofort auf. Schon wartete Fedja mit dem dampfenden Tee. Ungeduldig trank Tarabas nur ein paar Schluck. Er war ganz wach und klar. Er konnte sich an alle Vorgänge von gestern erinnern. Er wußte noch alle Reden der Offiziere. Er wußte jedes Wort, das ihm der andere Tarabas gesagt hatte. Der andere Tarabas ist ein wirklicher Mensch, der Oberst zweifelt nicht mehr daran.

Er tritt in die Hauptstraße. Die Soldaten lagern neben den Resten der abgebrannten Häuschen. Sie erheben sich, sie grüßen. Ein Unteroffizier meldet ihm, daß die Nacht in Ruhe verlaufen sei. Tarabas sagt: „Gut, gut, es ist gut!“ Und er geht weiter.

Die tiefen Glocken summen, und die Bauern singen noch immer.

Tarabas denkt an das Begräbnis Konzews und der andern um zwölf Uhr mittags. Es ist noch Zeit. Es ist erst neun Uhr.

Es ist niemand in Koropta zu sehn, kein einziger Jude. Aus den wenigen unversehrten Judenhäuschen mit den blinden, geschlossenen Fensterläden dringt kein Laut. Vielleicht sind die alle erstickt! denkt Tarabas. Es ist ihm gleichgültig, ob sie ersticken.

Es kann dir nicht gleich sein! sagt allerdings der zweite Tarabas. Der Oberst antwortet: Doch, es ist mir gleich! Ich hasse sie!

Plötzlich trat irgend etwas Schwarzes, Verdächtiges, aus einem der noch unversehrten Judenhäuschen. Es huschte um die Ecke.

Tarabas hatte sich vielleicht getäuscht. Er ging ruhig weiter.

Als er aber um die nächste Ecke in die Seitengasse bog, rannte ihm eine geradezu fürchterliche Erscheinung in die Arme.

Es war ein strahlender Sonntagvormittag. In den Lüften schwang noch der goldene Nachhall der Glocken. Man sieht von der Kirche, von der Spitze des Hügels her, die bunten, fröhlichen Kopftücher der Bäuerinnen leuchten, die vom Gottesdienst kommen. Es war, als bewegte sich der ganze Hügel selber stadtwärts, von mächtigen, bunten Blumen übersät. Ein sachter Wind trug den verhallenden letzten Orgelklang herüber. Der Sonntag mit den verwehenden Glocken und der verhallenden Orgel schien selbst ein Bestandteil der Natur. Wie verruchte Zeichen einer verruchten Auflehnung gegen ihre Gesetze nahmen sich die kahlen Plätze und die immer noch rauchenden Trümmer im Städtchen aus: eine Verletzung des sonntäglichen Friedens. Der Hügel im Südwesten des Städtchens war vom Sonnenglanz überflutet. Immer dichter schienen die großen, bunten Blumen auf den Kopftüchern der Bäuerinnen zu werden. Das gelbliche Kirchlein schwamm ganz in der Sonne. Und auf seinem Türmchen das Kreuz funkelte munter, heiter und heilig wie ein erhabenes Spielzeug. So war die Welt beschaffen, als Tarabas die fürchterliche Erscheinung in die Arme lief.

Diese fürchterliche Erscheinung war ein hagerer, armseliger, schwächerer, allerdings außerordentlich rothaariger Jude. Wie ein flammender Kranz umgab der kurzgewachsene Bart sein bleiches, von Sommersprossen übersätes Angesicht. Auf dem Kopf trug er eine verschossene, grünlich schimmernde Mütze aus schwarzem Seidenrips, unter deren Rändern sich brennende rote Löckchen hervorstahlen, um sich mit dem flammenden Bart zu vereinigen. Aus den grüngelblichen, kleinen Augen des Mannes, über denen winzige, dichte, rote Brauen standen, wie zwei angezündete Bürstchen, schienen ebenfalls Flämmchen hervorzuschießen, Feuerchen von anderer Art, eisige Stichflammen. Nichts Schlimmeres konnte Tarabas an einem Sonntag zustoßen.

Er erinnerte sich jenes unseligen Sonntags, an dem das Unheil angefangen hatte. Es war ein wunderbarer Tag gewesen, wie heute im galizischen Dorf, die Glocken hatten geläutet. Da war am Wegrand der fremde, rothaarige Soldat aufgestanden, der Bote des Unglücks. Ach! Hatte der gewaltige Oberst Tarabas gedacht, man könnte das Unglück überlisten? Man könnte ihm entgehn? Man könnte auf eigene Faust Kriege fortsetzen?

Ein roter Jude am Sonntagmorgen! So rote Haare, einen solch flammenden, geradezu Funken sprühenden Bart hatte Tarabas in seinem Leben noch nicht gesehn, er, dessen Blick besonders geübt war in der Unterscheidung der Rothhaarigen. Tarabas erschrak nicht nur, als er den Juden erblickte. Erschrocken war er damals, das erstemal, vor dem Soldaten. Diesmal erstarrte er von Kopf bis Fuß. Was nutzten ihm alle Schlachten, die er mitgemacht hatte? Was bedeuteten alle Schrecken, die er erlitten und die er selbst verursacht hatte? Es zeigte sich, daß Tarabas den größten, einen unüberwindlichen Schrecken in der Brust trug, eine Angst, die immer neue Ängste schuf, eine Furcht, die Gespenster erzeugte, und eine Schwachheit, die ihm immer neue Schwachheiten gebar. Von einer Heldentat zur anderen war er geeilt, der mächtige Tarabas! Aber es war nicht sein Wille gewesen; die Furcht in seinem Herzen hatte ihn durch die Schlachten getrieben. Ungläubig hatte er gelebt aus Aberglauben, tapfer aus Furcht und gewaltsam aus Schwäche.

Nicht minder als der Oberst erschrak der Jude Schemarjah. In seinen Armen trug er zwei Thorarollen wie zwei tote Kinder, jede bekleidet mit rotem, golden besticktem Samt. Die runden, hölzernen Griffe der Rollen waren verkohlt, auch die samtene Hüllen, aus denen die unteren Enden des vom Feuer aufgerollten und angebrannten Pergaments herausragten. Zweimal war es heute schon Schemarjah gelungen, je zwei Rollen auf den Friedhof zu bringen. Er hatte sich morgens noch vor Sonnenaufgang aus dem Haus gestohlen. Kein Soldat hatte ihn bemerkt. Er war überzeugt, daß Gott selbst ihn erwählt hatte. Er allein konnte dieses heilige Werk vollbringen. Als er zum drittenmal das Bethaus verließ, hatte er sich schon, wundergläubig, armselig, töricht, wie er war, eingebildet, daß er in jener unsichtbar machenden Wolke dahinging, von der in der Bibel erzählt wird. Wie er nun dem Obersten in die Arme lief, machte er, immer in seinem festen Glauben an die Wolke befangen, einen Schritt

seitwärts, als könnte er noch ungesehen dem Gewaltigen ausweichen. Diese Bewegung versetzte Tarabas in furchtbaren Zorn. Er packte den Juden an der Brust, schüttelte ihn ein bißchen und donnerte: „Was machst du hier?“

Schemarjah antwortete nicht.

„Weißt du nicht, daß ihr in den Häusern bleiben müßt?“

Schemarjah nickte nur mit dem Kopf. Dabei krampfte er seine Arme noch fester um die Thorarollen, als drohte der Oberst, sie ihm zu entreißen.

„Was schleppst du mit dir, und was willst du damit?“

Schemarjah, der aus Angst kein Wort hervorbrachte, überdies die Sprache des Landes nicht gut kannte, antwortete nur mit einer Bewegung.

Nachdem er sorgfältig eine Rolle aus dem rechten in den linken Arm gelegt hatte, machte er einen noch gespenstischeren Eindruck. Die schweren Heiligtümer mit dem schwachen linken Arm an die Brust pressend, deutete er mit der hageren rechten Hand, auf deren Rücken die roten Borstenstacheln standen, gegen den Boden, machte die Bewegung des Schaufelns und begann dann mit dem Fuß zu stampfen und zu scharren, als hätte er ein aufgeworfenes Grab glatt zu machen. Natürlich begriff Tarabas nur wenig. Die hartnäckige Stummheit des Juden weckte seinen Grimm. Schon fing es an, in ihm zu brodeln. „Rede!“ schrie er und erhob die Faust.

„Euer Gnaden!“ lallte Schemarjah. „Das hat man verbrannt. Das kann nicht so bleiben. Das muß man begraben! Am Friedhof!“ Und er deutete mit der Hand in die Richtung des jüdischen Friedhofs von Koropta.

„Du hast hier nichts zu begraben!“ schmettete Tarabas.

Der arme Schemarjah, der nicht genau verstand, glaubte, noch mehr Erklärungen abgeben zu müssen. Und er erzählte, so gut er konnte, stotternd und stammelnd, aber mit leuchtendem Angesicht, daß er schon zweimal seine heilige Pflicht erfüllt hatte. Er vergrößerte aber gerade dadurch noch Tarabas Zorn. Denn in Tarabas Augen war die Tatsache, daß der Jude sich schon zum drittenmal auf der Straße befand, ein besonders schweres Verbrechen. Es war zuviel. Rothaarig und Jude sein, – es wäre an einem Wochentag noch möglich gewesen; ein Sonntag machte diese Erscheinung grauenhaft; ein Sonntag, wie es der heutige war, machte sie zu einer grauenhaften persönlichen Beleidigung des Obersten. Ach, der arme gewaltige, zornige Tarabas! Er fühlte plötzlich die schwache Stimme des armen Tarabas: Sei still! sei still! – Tarabas, der gewaltige, gehorchte nicht. Im Gegenteil, er wurde nur noch grimmiger. „Verschwinde!“ donnerte er dem Juden zu. Und da Schemarjah verständnislos und wie gelähmt stehenblieb, warf ihm Tarabas die Thorarollen mit einem Stoß aus dem Arm. Sie plumpsten auf den Boden, in den Kot.

Im nächsten Augenblick geschah das Furchtbare. Der wahnwitzige Schemarjah stieß mit beiden geballten Händen und mit gesenktem Kopf gegen die mächtige Brust des Obersten vor. Es sah aus, als versuchte ein Clown im Zirkus einen wütenden Stier zu imitieren. Es war lächerlich und herzerreißend. Es war das erste Mal, seitdem es Juden in Koropta gab, daß einer der ihren einen Obersten – und welch einen Obersten! – zu schlagen versuchte. Es war das erste, es war, höchstwahrscheinlich, auch das letzte Mal.

Niemals hätte Tarabas geglaubt, daß er derartiges erleben könnte. Wenn es für ihn noch eines Beweises bedurft hätte, daß die rothaarigen Juden am Sonntag seine besonderen Unglücksbringer seien, so war es dieser Angriff. Es war etwas anderes als ein Schimpf. Es war – man konnte unmöglich eine Bezeichnung für diesen unmöglichen Vorgang finden! Wenn bis zu diesem Augenblick ein bärenhafter Grimm Tarabas erfüllt hatte, so fing jetzt eine teuflische,

langsame, grausame Wut in ihm zu brodeln an, eine erfinderische Wut, eine listige, sogar einfallreiche. Tarabas Gesicht veränderte sich. Wie eine Klammer lag das Lächeln zwischen seinen Lippen, eine kalte, gefrorene Klammer. Mit zwei Fingern der linken Hand schüttelte er den Roten ab. Hierauf faßte er mit Daumen und Zeigefinger der Rechten den armen Schemarjah am Ohrläppchen und kniff es, bis sich ein Blutstropfen zeigte. Hierauf – und er lächelte noch immer – griff Tarabas mit beiden Händen den fächerartigen, flammenden Bart des Juden. Und mit seiner ganzen riesigen Kraft begann er, den hageren, schlotternden Körper zu rütteln, vor- und rückwärts. Ein paar Barthaare blieben in Tarabas Händen. Er steckte sie seelenruhig rechts und links in die Taschen seines Mantels. Er lächelte immer noch, der Oberst Tarabas! Und wie ein Kind, das Gefallen an der Vernichtung eines Spielzeugs gefunden hat, einen kindischen, beinahe närrischen Ausdruck in den Augen, griff er aufs neue nach dem roten Bart. Dazwischen fragte er:

„Du hast einen Sohn, der rothaarig ist wie du, nicht wahr?“

„Ja, ja“, lallte Schemarjah.

„Er ist ein verfluchter Revolutionär!“

„Ja, ja“, wiederholte Schemarjah, während er hin und zurück, rückwärts und vorwärts geschüttelt wurde und er jedes einzelne seiner Barthaare wie eine große, offene Wunde fühlte. Er wollte seinen Sohn verleugnen, er wollte erzählen, daß der Sohn selbst den Vater verleugnete. Aber, wie sprechen? Hätte ihn der Gewaltige selbst nicht so fürchterlich und schmerzhaft geschüttelt, Schemarjah hätte in der Sprache der Christen, die er zur Not nur verstand, nicht alles genau erklären können. Sein Herz flatterte, er fühlte es in der Brust, wie ein unendlich schweres, dennoch verrückt fliegendes Gewicht, der Atem ging ihm aus, er öffnete den Mund, er lechzte mit hängender Zunge nach Luft, und während er sie schöpfte und gleich wieder ausstieß, entrangen sich ihm winzige, krächzende und schrille Seufzerchen. Sein ganzes Angesicht schmerzte ihn, als stäche man es mit zehntausend glühenden Nadeln. Töte mich! wollte er sagen, er konnte es nicht. Vor seinen verschleierte Augen erschien das Angesicht seines Peinigers bald riesengroß wie ein gewaltiger Kreis, bald wieder winzig wie eine Haselnuß, und beides innerhalb einer einzigen Sekunde. Endlich stieß er einen durchdringenden, schrillen Schrei aus, der unmittelbar aus seinem tiefsten Innern kam. Ein paar Soldaten liefen herbei. Sie sahen Schemarjah ohnmächtig niederfallen und den Obersten Tarabas noch eine Weile ratlos dastehn. Er hielt zwei rote Bartbüschel in den Händen, lächelte immer noch, sah in eine unbestimmte Ferne, steckte schließlich die Hände in die Taschen, wandte sich um und ging.

XX

Gegen sechs Uhr abends erwachte der Oberst Tarabas. Durch das unverdeckte Fenster sah er Sterne am Himmel. Er glaubte, es müsse späte Nacht sein. Er bemerkte, daß er nicht in seinem Zimmer lag; und er erinnerte sich, daß er am Nachmittag nach Hause in den Gasthof gekommen war und daß ihm der Knecht Fedja ein neues Zimmer gegeben hatte, weil in seinem früheren der tote Feldwebel Konzew gelegen war. Dann entsann sich Tarabas, daß man um zwölf Uhr mittags Konzew und die anderen begraben hatte. Man wollte Tarabas das Zimmer des seligen Großvaters anweisen: dies hier war also das Zimmer, in dem der Großvater des Juden Kristianpoller gelebt hatte und wahrscheinlich auch gestorben war.

Es war hell. Der blaue Schimmer der Nacht ließ alle Gegenstände erkennen. Tarabas setzte sich aufrecht. Er bemerkte, daß er im Mantel, mit umgeschnalltem Riemen und in Stiefeln auf dem Bett lag. Er sah sich im Zimmer um. Er sah den Ofen, die Kommode, den Spiegel, den Schrank, die kahlen, weißgetünchten Wände. Nur zur Linken des Bettes hing ein Bild. Tarabas erhob sich, um es genauer zu betrachten. Es zeigte ein breites Angesicht, umgeben von einem fächerartigen Bart. Der Oberst trat einen Schritt zurück. Er steckte die Hände in die Taschen, er wollte seine Zündhölzer hervorholen. Seine Hände befühlten etwas Haariges und Klebriges.

Er zog sie sofort heraus. Kerze und Streichhölzer waren auf dem Nachttisch. Tarabas machte Licht. Er hob die Kerze hoch und las die Unterschrift unter dem Bild. Sie lautete: „Moses Montefiore“.

Es war ein billiger Stich, wie er zu Hunderten in vielen jüdischen Häusern des Ostens verbreitet ist. Der Name bedeutete Tarabas gar nichts. Der Bart aber erschreckte ihn gewaltig.

Er steckte die Hände noch einmal in die Taschen und zog zwei klebrige, verfilzte Knäuel roter Menschenhaare hervor. Mit Abscheu warf er sie auf den Boden, bückte sich sofort und hob sie wieder auf. Er betrachtete sie eine Weile in der offenen Hand und steckte sie in die Taschen. Hierauf erhob er noch einmal die Kerze und leuchtete genauer, Zug um Zug, das Angesicht Montefiores ab. Das Porträt hing unter Glas, in einem dünnen, schwarzen Holzrahmen. Auf dem Kopf trug Montefiore ein rundes Käppchen, genau wie der Gastwirt Kristianpoller. Das breite, weiße Angesicht, vom dichten, weißen Fächerbart umrandet, erinnerte an einen gütigen, umnebelten Mond in milden Sommernächten. Der halbverhängte, dunkle Blick zielte in eine bestimmte, nicht zu errahnende Ferne.

Tarabas stellte die Kerze auf den Nachttisch und begann auf und ab zu gehn. Er vermied es, noch einmal einen Blick auf das Bild zu werfen. Aber bald hatte er das deutliche Gefühl, daß ihn der unbekannte Montefiore von der Wand her aufmerksam betrachtete. Er löste das Bild vom Nagel, kehrte es um und stellte es auf die Kommode, mit dem Rücken zum Zimmer. Die Rückwand des Rahmens bestand aus nacktem, dünnem Holz und ein paar kleinen Nägelköpfchen an den vier Rändern.

Nunmehr glaubte Tarabas, daß er ungestört auf und ab wandeln könnte. Aber er irrte sich. Hatte er den Blick Montefiores auch abgewendet, so erwachte jener Rothaarige, dessen Bart er noch in der Tasche trug, wie er leibte und lebte, vor Tarabas Augen. Er hörte wieder die kleinen, piepsenden Angstrufe des hin und her geschüttelten Juden und dann den letzten, schrillen Schrei.

Noch einmal zog Tarabas aus der Tasche das verfilzte Knäuel. Er betrachtete es längere Zeit, mit stumpfen Augen.

Plötzlich sagte er: „Sie hat recht gehabt!“

„Sie hat recht gehabt“, wiederholte er – und ging hin und zurück. „Sie hat recht gehabt – ich bin ein Mörder.“

Es war ihm in diesem Augenblick, als hätte er eine unendlich schwere Bürde auf den Rücken genommen, aber zugleich auch, als wäre er von einer noch unsäglicher drückenden befreit worden. Er befand sich in dem Zustand eines Menschen, der, seit undenklichen Jahren verurteilt, eine Last aufzuheben, die zu seinen Füßen liegt, sich endlich von dieser Last beschwert weiß, ohne daß er sie sich selbst aufgeladen hätte; als wäre sie plötzlich lebendig auf seine Schultern gelangt. Er beugte den Rücken. Er nahm die Kerze in die Hand. Und als wäre die Tür des Zimmers nicht hoch genug, um ihn durchzulassen, senkte er den Kopf, um sie zu durchschreiten. Er ging die schmale, ächzende Treppe hinunter, vorsichtig Stufe um Stufe beleuchtend. Aus der Gaststube kamen ihm die Stimmen der Kameraden entgegen. Er trat ein, die brennende Kerze in der Hand. Er stellte sie auf den Schanktisch. Die Uhr zeigte sieben. Er erkannte, daß es erst sieben Uhr abends war. Er grüßte kurz. Die Offiziere warteten auf ihr Abendessen. Zu Fedja sagte er leise: „Ich möchte in den Keller, zu Kristianpoller.“

Sie stiegen in den Keller. Auf dem letzten Treppenabsatz rief Tarabas: „Ich bin's, Tarabas!“

Kristianpoller stemmte den eisernen Stab gegen die Platte. Fedja zog sie an der Öse hoch.

„Euer Hochwohlgeboren!“ sagte Kristianpoller.

„Ich habe mit dir zu sprechen!“ sagte Tarabas. „Bleiben wir hier. Fedja soll gehn.“

Als sie allein waren, begann Tarabas: „Wer ist dein Moses Montefiore?“

„Das ist“, erwiderte Kristianpoller, „ein Jude aus England. Er war der erste jüdische Bürgermeister von London. Wenn er bei der Königin eingeladen war, bereitete man ihm ein Essen, ihm allein, wie es die jüdische Religion vorschreibt. Es war ein großer Gelehrter und ein frommer Jude.“

„Sieh her“, sagte Tarabas und zog aus der Tasche den roten Bartknäuel. „Sieh her, Kristianpoller, verstehe mich auch recht! Ich habe heute einem Juden sehr weh getan.“

„Ja, ich weiß, Euer Hochwohlgeboren“, erwiderte Kristianpoller. „Manche kennen nämlich mein Versteck. Und die Juden stehlen sich doch auf die Straße. Es ist einer gekommen. Er hat mir erzählt. Sie haben Schemarjah den Bart ausgerissen.“

„Ich gebe dir einen Soldaten mit!“ sagte Tarabas. „Geh, hole mir diesen Schemarjah her! Ich werde euch hier erwarten.“

Sie stiegen die Treppe hinauf. „Wache!“ rief Tarabas. Der Soldat begleitete Kristianpoller in die Straße.

Aber der Wirt kam nach wenigen Minuten zurück. „Er ist nicht mehr zu finden“, sagte er. „Euer Hochwohlgeboren müssen wissen“, fügte er hinzu, „er war ein Narr. Ein Schwachkopf. Sein Sohn hat ihm ganz den Kopf verdreht ...“

„Seinen Sohn kenne ich“, sagte Tarabas.

„Nun, er ist, sagen die Juden, in die Wälder geflohen.“

„Ich werde ihn finden“, sagte Tarabas.

Sie schwiegen eine lange Zeit. Sie saßen im ersten Stockwerk des Kellers, jeder auf einem kleinen Branntweinfäß. Auf einem dritten stand die Kerze. Das Licht flackerte. An den feuchten, rissigen Wänden huschten die Schatten der beiden Männer auf und nieder. Der Oberst Tarabas schien nachzudenken. Kristianpoller wartete.

Endlich sagte Tarabas: „Hör zu, mein Lieber! Geh hinauf. Bring mir einen deiner Anzüge. Leih ihn mir!“

„Sofort!“ sagte der Jude.

„Und mach ein Bündel daraus!“ rief ihm Tarabas nach.

Als Kristianpoller mit dem Bündel in den Keller zurückkam, sagte Tarabas: „Ich danke dir! Ich werde für ein paar Tage verschwinden; aber sag niemandem etwas davon!“

Und er verließ den Keller.

XXI

Der Pfarrer erhob sich. Es war, nach seinen Begriffen, spät am Abend; er schickte sich an, schlafen zu gehn.

„Ich komme in einer persönlichen Sache“, sagte Tarabas, noch an der Tür. Der breite Schirm der tief über dem Tisch hängenden Petroleumlampe verbreitete einen schweren Schatten bis

zur unteren Hälfte der vier kahlen Wände. Der schwachsichtige Alte konnte Tarabas nicht sofort erkennen. Er stand ratlos da. Sein altes, hageres Köpfchen ragte noch in den Schatten des Lampenschirms; während das Licht des Rundbrenners seine alte, fettige Soutane mit den zahllosen, stoffüberzogenen und ebenfalls fettigen Knöpfchen noch stärker als am Tage erglänzen ließ. Als er Tarabas erkannte, machte der Alte ein paar trippelnde Schritte der Tür entgegen. „Kommen Sie näher und setzen Sie sich!“ sagte er.

Tarabas trat an den Tisch und setzte sich nicht. Es paßte ihm gerade, im tiefen Schatten des Lampenschirms zu stehn. Er sprach vor sich hin, als redete er nicht zum Pfarrer. Er zog aus der Tasche den Bartknäuel, hielt ihn in der Faust und sagte: „Ich habe heute diesen Bart einem armen Juden ausgerissen.“ Und, als müßte er genaue Daten angeben und als wäre es ein amtliches Verhör, fügte er hinzu: „Er heißt Schemarjah und ist rothaarig. Ich habe ihn suchen lassen, aber er ist verschwunden. Man sagt, er sei närrisch geworden und in die Wälder der Umgebung geflohen. Ich möchte ihn selber suchen. Was soll ich tun? Ist er durch mich närrisch geworden? Ich wollte, ich hätte ihn lieber getötet. Ja“, fuhr Tarabas fort, mit einer gleichgültigen Stimme, „ich wollte lieber, ich hätte ihn getötet. Ich habe viele Männer totgemacht. Sie haben mich nicht weiter beunruhigt. Ich war ein Soldat.“

Noch nie in seinem langen Leben hatte der Pfarrer von Koropta eine derartige Rede gehört. Er kannte viele Menschen, der Alte, Bauern, Knechte und Mägde. Sechundsiebzig Jahre war er alt. Und dreißig Jahre schon lebte er in Koropta. Vorher war er in anderen kleinen Städtchen gewesen. Viele Beichtkinder hatte er angehört, alle hatten beinahe die gleichen Sünden gestanden. Einer hatte seinen Vater geschlagen (es war ein ohnmächtiger Greis gewesen) in der Hoffnung, der Vater würde an den Folgen der Schläge sterben. Frauen hatten ihre Männer betrogen. Ein dreizehnjähriger Knabe hatte mit einem sechzehnjährigen Mädchen geschlafen und einen Knaben gezeugt. Den Neugeborenen erwürgte die Mutter. Das waren alle außergewöhnlichen Begebenheiten. Kam der Alte jemals überhaupt dazu, sich Rechenschaft über seine Welt- und Menschenkenntnis abzulegen, so erschienen ihm die obengenannten Fälle als die entsetzlichsten Beispiele einer abgrundtiefen, höllischen Versuchung, die den Menschen ankommen kann. Als er nun Tarabas so reden hörte, war er eher erstaunt als entsetzt. „Setzen Sie sich doch endlich“, sagte der Alte, denn das Stehen hatte ihn ebenso ermüdet wie diese merkwürdige Geschichte. Tarabas setzte sich.

„Also“, begann der Pfarrer, der sich selbst über den Vorgang Rechenschaft geben wollte, „wir wollen versuchen zu wiederholen: Sie haben, Herr Oberst, einem Ihnen unbekanntem Juden namens Schemarjah den Bart ausgerissen. Und, was gedenken Sie zu tun? Ich kenne diesen Schemarjah. Ich kenne ihn seit dreißig Jahren. Er hat seinen Sohn verstoßen, der ein Revolutionär war. Es ist ein gefährlich aussehender Mann, aber ein harmloser Narr. Nun, Herr Oberst, was kann ich dabei?“

„Ich komme nicht um einen praktischen Rat zu Ihnen!“ sagte Tarabas und senkte den Blick auf das gelbliche, rissige Linoleum, das den Tisch des Pfarrers bedeckte.

„Ich will büßen!“

Sie schwiegen lange.

„Ich will lieber“, sagte der Pfarrer, „so tun, als ob ich Sie nicht gehört hätte, Herr Oberst. Sie können gehn, Herr Oberst, wenn Sie wollen. Ich weiß keinen Rat, Herr Oberst. Wollen Sie einen geistlichen Trost? – Gott möge Ihnen verzeihen! Ich werde für Sie beten. Sie haben einem armen, törichtem Juden weh getan! Viele von Ihnen haben es getan, Herr Oberst. Viele werden es noch tun ...“

„Ich bin schlimmer als ein Mörder“, sagte Tarabas. „Ich war es schon jahrelang, aber es ist mir jetzt eben ganz klar geworden. Ich werde büßen. Sehen Sie, ich werde meinen ganzen mörderischen Glanz ablegen und zu büßen versuchen. Ich wollte es Ihnen nur sagen. Als ich

hier eintrat, hatte ich noch die letzte, dumme Hoffnung, die sündige Hoffnung, Sie könnten mir vergeben. Ach, wie konnte ich so was denken!“

„Gehen Sie, gehen Sie, Herr Oberst!“ sagte der Pfarrer. „Mir scheint, Sie werden Ihren Weg finden. Gehn Sie, mein Sohn!“

Noch in dieser Nacht ritt er nach der Hauptstadt. Er kam am frühen Morgen an. Er erkundigte sich nach der Wohnung des Generals Lakubeit und ritt vor dessen Haus. Er band sein Pferd an, setzte sich auf die Schwelle des Hauses und wartete, bis Lakubeit aufgestanden war.

Der Adjutant des Generals, der elegante Leutnant, sah den Obersten Tarabas in das Zimmer des Generals gehn und nach einer Viertelstunde wieder herauskommen. Merkwürdigerweise trug der Oberst ein Päckchen in der Hand, das er sich nicht abnehmen lassen wollte. Den neugierigen Offizieren, die auf den General im Vorzimmer warteten, konnte der Adjutant über die Unterredung des Obersten mit Lakubeit leider gar nichts mitteilen.

Die Offiziere grüßten, als Tarabas hinausging.

Er winkte den Adjutanten heran und sagte: „Mein Pferd steht unten. Ich werde es in ein paar Tagen abholen. Lassen Sie inzwischen darauf achtgeben.“

Tarabas verließ das Haus, stand noch eine Weile vor dem Tor, entschloß sich, die linke Richtung einzuschlagen, und ging die breite Straße entlang, schnurgerade nach dem Westen der Stadt, bis er die Felder erreichte. Er ließ sich am Wegrand nieder, entfaltete sein Bündel, legte die Uniform ab, zog die Zivilkleider Kristianpollers an, suchte noch in den Taschen seiner Uniform, entnahm ihnen nur ein Messer und den Bart Schemarjahs, steckte beides in die Rocktasche, faltete die Uniformstücke sorgfältig, warf noch einen letzten Blick auf sie und begann darauf, die gerade Straße entlangzuwandern, die weit, weit in den blassen, fernen Horizont zu münden schien.

XXII

Viele Landstreicher wandern über die Straßen der östlichen Länder. Sie können von der Barmherzigkeit der Menschen leben. Die Wege sind zwar schlecht, und leicht ermüden die Füße; zwar sind die Hütten armselig und bieten wenig Platz: aber die Herzen der Menschen sind gut, das Brot ist schwarz und saftig, und die Türen öffnen sich schneller. Auch heute noch, nach dem großen Krieg und nach der großen Revolution, obwohl die Maschinen ihren unheimlichen, stählernen und präzisen Gang nach dem Osten Europas angetreten haben, sind die Menschen dem fremden Elend zugetan. Auch die Toren und die Tröpfe verstehen noch die Not des Nächsten rascher und besser als anderswo die Weisen und die Gescheiten. Noch sind nicht alle Straßen vom Asphalt bedeckt. Die Launen und die Gesetze des Wetters, der Jahreszeiten und des Bodens bestimmen und verändern das Aussehen und die Beschaffenheit der Wege. In den kleinen Hütten, die sich an den Schoß der Erde drücken, sind die Menschen dieser ebenso nahe wie dem Himmel. Ja, dort läßt sich der Himmel selber zur Erde und zu den Menschen herab, während er anderwärts, wo ihm die Häuser entgegenstreben, immer höher zu werden scheint und immer ferner. Weit voneinander, verstreut im Lande, liegen die Dörfer. Selten sind die Städtchen und die Städte, aber lebhafter Wege und Straßen. Viele Menschen sind ständig unterwegs. Ihre Not und ihre Freiheit sind innige Schwestern. Der ist zur Wanderschaft gezwungen, weil er kein Heim hat; der andere, weil er keine Ruhe findet; der dritte, weil er keine haben möchte oder weil er ein Gelübde getan hat, die Ruhe zu meiden; der vierte, weil er die Wege liebt und die fremden, unbekanntenen Häuser. Zwar hat man auch schon in den Ländern des Ostens gegen Bettler und Landstreicher zu kämpfen begonnen. Es ist, als könnten die Unrast der Maschinen und Fabriken, die Windigkeit der Menschen, die im sechsten Stockwerk wohnen, die Unbeständigkeit der trügerischerweise Festgesetzten die

stete, ehrliche und ruhige Bewegung der guten, ziellosen Wanderer nicht mehr aushalten. Wohin gehst du, was willst du dort? Warum bist du aufgebrochen? Wie kommt es, daß du ein eigenes Leben führst, da wir anderen doch ein gemeinsames ertragen? Bist du besser?! Bist du anders?!

Unter jenen, die hie und da dem früheren Obersten Nikolaus Tarabas begegneten, gab es manche, die derlei Fragen stellten. Er antwortete nicht. Längst waren die Kleider Kristianpollers zerfetzt. Zerrissen waren die Stiefel. Den Militärmantel trug Tarabas noch. Er hatte die Epauletten abgetrennt und in die Tasche gesteckt. Er befühlte sie manchmal, zog sie heraus und betrachtete sie. Ihr Silber war gelblich angelaufen, gealterte Spielzeuge. Er steckte sie wieder in die Tasche. Von seiner Mütze hatte er die Rosette abgeschnitten. Über seinem wuchernden, dichten Haar saß sie, ein viel zu kleines Rädchen. Ihre schöne graue Farbe hatte sie verloren. Sie schimmerte weiß an einigen Stellen, graugelblich und grün. An der Brust, unter dem Hemd, trug der frühere Oberst zwei schwesterliche Säckchen nebeneinander. In dem einen lagen Münzen und Geldscheine. Im andern bewahrte er einen Gegenstand, den er auch um sein Leben und um seine Seligkeit nicht hergegeben hätte.

Sooft er ein Kreuz oder ein Heiligenbild an seinem Wege traf, kniete er nieder und betete lange. Er betete, inbrünstig, obwohl es ihm schien, daß er nichts mehr zu erleben hatte. Er war zufrieden, sogar heiter.

Er gab sich Mühe, Qualen zu finden, Leid und Unbill. Die Menschen waren zu gut gegen ihn. Man versagte ihm selten eine Suppe, ein Stück Brot, ein Obdach. Geschah es aber, so antwortete er mit einem Segen. Er sprach sanft noch zu den Hunden, die ihm an die Beine fuhren. Und sagte ihm ein Mensch: „Geh fort, wir haben selber gar nichts!“, so erwiderte Tarabas: „Gott segne dich! Er gebe dir alles, was du brauchst.“

Schwer war nur die erste Woche gewesen.

Der heitere Herbst hatte sich über Nacht in einen strengen Winter verwandelt. Zuerst kam der harte Regen, dessen Tropfen einzeln im Fallen gefroren und wie Körner aus Eisen gegen Gesicht und Körper schlugen. Hierauf wurden es deutliche, gewaltige Hagelstücke, die in schräger Wucht niedersausten. Tarabas begrüßte den ersten Schnee, den guten, milden Sohn des Winters. Die Straßen wurden weich und grundlos. Der Schnee schmolz. Man sehnte sich nach einem bitteren, guten Frost. Eines Tages brach er an, begleitet von seinem Bruder, dem beständigen und ruhig wehenden Wind aus dem Norden, der wie ein Schwert daherkommt, flach, breit und furchtbar geschliffen. Er schneidet Panzer durch. Kein Kleid kann ihm standhalten. Man steckt die Hände in die Taschen. Der Nordwind aber bläst durch den Stoff wie durch ein Pauspapier. Unter seinem Atem gefriert die Erde im Nu und schickt ihrerseits einen eisigen Hauch empor. Der Wanderer wird federleicht, ja leichter als eine Flaumfeder, der Wind kann ihn davonwehn wie die ausgespuckte Schale von einem Kürbiskern. Das nächste Dorf liegt weit, weiter als gewöhnlich. Alles Lebendige hat sich verkrochen und verborgen. Selbst die Raben und die Krähen, die Vögel des Frostes, die Besinger des Todes, sind stumm. Und zu beiden Seiten des gefrorenen Weges, rechts und links vom Wanderer, breitet sich die Ebene aus, lagern die Felder und Wiesen unter einer dünnen, durchsichtigen, körnigen Haut aus weißlichem Eis.

Es gibt in dem Lande, in dem die Geschichte unseres Nikolaus Tarabas spielt, eine Gilde der Bettler und Landstreicher. Eine sichere, gute Gemeinschaft der Heimatlosen, mit eigenen Sitten, eigenen Gesetzen, einer eigenen Gerichtsbarkeit zuweilen, eigenen Zeichen, einer eigenen Sprache. Auch Häuser besitzen diese Bettler: Baracken, verlassene Schäferbuden, teilweise abgebrannte Hütten, vergessene Eisenbahnwaggonen, zufällige Höhlen. Wer einmal vier Wochen unterwegs gewesen ist, hat von den zwei größten Lehrern des Menschen: der Not und der Einsamkeit, die geheimen Zeichen lesen gelernt, die einen Unterschlupf ankündigen. Hier liegt ein Zwirnsfaden, dort der Fetzen von einem Schnupftuch und drüben ein verkohlter Zweig. Hier bemerkt man in einer Mulde am Wegrand die Aschenreste eines Feuers. Dort sind

unter der Glasur des Frostes noch menschliche Fußspuren zu entdecken, die einen Weg und eine Richtung zeigen. Der Frost schneidet ins Fleisch, und er schärft auch die Sinne.

Tarabas lernte die Zeichen verstehen, die Wärme und Sicherheit verheißen. Der Krieg hatte viel brauchbares Material im Lande gelassen, Eisen und Wellblech, Holz und zerbrochene Automobile, einsame Waggons auf schmalspurigen, improvisierten Geleisen, jämmerliche Baracken, halbverbrannte Häuschen, verlassene, gut betonierte Schützengräben. In einem Land, in dem der Krieg die Güter der Festgesessenen zerstört hat, haben es die Landstreicher gut.

Wenn der frühere Oberst Tarabas einen solchen Unterschlupf betrat, fühlte er sich weit über Verdienst belohnt. Und fast bereute er, daß er ihn aufgesucht hatte. Ja, manchmal kam es vor, daß er, kaum eingetreten und von der Wärme umfungen, nach einigen Minuten wieder aufbrach. Ihm stand es nicht an, mehr Schutz und Wärme zu genießen, als er nötig hatte, um sein Leben zu erhalten. Denn er genoß seine Qualen, und er wollte sie verlängern. Also trat er wieder in Schnee, Eis und Nacht hinaus. Begegnete ihm ein Landstreicher, der dem Obdach entgegenstrebte, und fragte er, warum und wohin des Wegs, so erwiderte Tarabas, er hätte heute noch ein Ziel zu erreichen; heute nacht noch.

Eines Abends geriet er in einen Unterschlupf, in dem schon ein anderer lagerte. Es war ein schadhafter Waggon zweiter Klasse, er stand auf einem verlassenen Geleise einer alten Feldbahn. Die Fenster der Kupees waren zerbrochen und durch Bretter und Pappendeckel ersetzt. Die Türen zwischen dem Gang und den Abteilen schlossen nicht mehr. Die ledernen Bezüge der Sitze hatte man längst herausgeschnitten. Aus den Sitzen quollen die grauen, harten Roßhaarknäuel, und durch die Ritzen und Sparren blies der erbarmungslose Wind. Tarabas ging in das erste Kupee. Ein Kupee zweiter Klasse, wie es früher einmal Tarabas benützt hatte! Er war sehr müde, er schlief sofort ein. In den Schlaf nahm er die Erinnerung an jene Zeit hinüber, in der er als „der Kurier des Zaren“ in „besonderen Staatsgeschäften“ heimgefahren war. „Schaffner“, hatte er gerufen, „hol mir einen Tee!“ Oder: „Schaffner! Ich möchte Weintrauben!“ – Platz, Platz hatten die Leute im Korridor dem besonderen Kurier des Zaren gemacht. Ach, was war Nikolaus Tarabas einst für ein Mann gewesen! Was machten jetzt seine Getreuen ohne Tarabas? Sieh da, dachte Tarabas, da hat nun so ein Mann großartig gelebt, ein mächtiger Tarabas, und hat gedacht, ohne ihn würde die Welt ihr Angesicht verändern! Aber nun bin ich aus der Welt geschieden – und sie hat ihr altes Aussehn nicht im geringsten verändert. Nichts bedeutet ihr ein Mensch; und wär's auch so ein gewaltiger, wie ich einer gewesen bin!

Nach zwei Stunden erwachte Tarabas. Er schlug die Augen auf und erkannte im Dämmer einen Mann, einen greisen Landstreicher. Das weiße Haar wallte über den Kragen seines dunklen Mantels, und der Bart reichte fast bis zum Strick an den Hüften. „Du hast einen gesegneten Schlaf!“ sagte der Alte. „Eine Viertelstunde stehe ich da, huste und spucke, und du hörst nichts. Ich hörte dich wohl, als du kamst, du aber hast nicht einmal bemerkt, daß ein Mensch in diesem Waggon lebt. Du bist noch jung. Ich wette, es ist nicht lange her, daß du wanderst!“

„Woher weißt du das?“ fragte Tarabas und setzte sich auf.

„Weil der halbwegs erfahrene Mensch jeden Raum, den er betritt, zuerst durchforscht. Wie leicht kann man da was Nützliches finden! Ein Geldstück, Tabak, eine Kerze, ein Stück Brot, oder auch einen Gendarmen. Diese merkwürdigen Männer verbergen sich manchmal, warten geduldig, bis unsereins kommt, dann fragen sie nach den Papieren. – Ich habe Papiere!“ setzte der Greis nach einer Pause hinzu. „Ich könnte sie dir sogar zeigen, wenn wir Licht hätten.“

„Hier ist eine Kerze, mach Licht“, sagte Tarabas.

„Ich darf's nicht!“ erwiderte der Alte. „Du mußt es selbst machen!“ Tarabas entzündete den Kerzenstumpf und klebte ihn auf die schmale Holzkante am Fenster. „Warum wolltest du kein Licht machen?“ fragte er und betrachtete ein wenig neidisch den Alten, der schon um so viel

älter war und leidvoller aussah als Tarabas. Ach, es war ein General unter den Elenden! Tarabas war nur ein Leutnant.

„Heute ist Freitagabend!“ sagte der Alte. „Ich bin Jude. Es ist uns verboten, Licht anzuzünden.“

„Wie kommt es, daß du nicht in einem warmen Hause bist, heute? fragte Tarabas, und der Neid erfüllte ihn jetzt ganz und gar, wie ihn einst nur der Zorn hatte erfüllen können. „Deine Glaubensgenossen essen und schlafen in den Häusern der Juden, wenn der Sabbat kommt. Ich habe noch nie an einem solchen Tage einen jüdischen Bettler getroffen!“

„Nun, siehst du“, sagte der alte Jude und ließ sich Tarabas gegenüber auf der Bank nieder, „bei mir ist es anders. Ich war ein angesehener Mann in meiner Gemeinde. Ich habe jeden Sabbat gefeiert, wie Gott es befiehlt. Aber manches andere, was Er auch befiehlt, habe ich nicht getan. Nun sind es schon acht Jahre her, daß ich so herumwandere. Die ganze Zeit des Krieges bin ich herumgewandert. Das waren nicht einmal die schwersten Jahre. Ich bin sehr weit herumgekommen, ich war in vielen Teilen Rußlands und manchmal hinter der Front. In der Etappe ist immer etwas losgewesen. Für einen Bettler ist immer etwas abgefallen.“

„Weshalb verzichtest du auf den Samstag?“ fragte Tarabas.

Der Alte fuhr mit den Händen durch den Bart, neigte sich vor, um Tarabas besser zu sehn, und sagte: „Rück nur ein bißchen näher zum Licht, damit ich dich anschauen kann.“

Tarabas rückte näher zur Kerze.

„So!“ sagte der alte Jude. „Es scheint mir, daß ich dir meine Geschichte erzählen kann. Ich erzähle sie gerne, offen gestanden. Aber es gibt Leute, denen man etwas erzählt, und die sagen dann: ja ja! oder: so, so! oder sie lächeln gar, oder sie sind ganz stumpf, und sie sagen gar nichts. Sie drehen sich um und beginnen zu schnarchen. Nun bin ich beileibe nicht etwa eitel, und ich will keinen Beifall, im Gegenteil: ich will, daß man mich ganz kennt, in meiner ganzen Art. Und wenn jemand meine ganze Natur nicht zur Kenntnis nimmt, hat es keinen Sinn, daß ich ihm etwas erzähle.“

„Ja, ich verstehe dich!“ sagte Tarabas.

„Nun will ich dir sagen“, fuhr der Jude fort – und er sprach zu Tarabas Verwunderung die Sprache des Landes, ohne zu stocken, nicht wie die anderen Juden –, „nun will ich dir sagen, daß ich ein sehr reicher Mann war. Ich heiße Samuel Jedliner. Und weit und breit in diesem Lande kennt mich jeder. Aber ich rate dir nicht, jemanden nach mir zu fragen. Wenn einer meinen Namen hört, wird er dich verfluchen. Merk dir das. Besonders, wenn du zufällig einmal nach Koropta kommen solltest. Denn dort habe ich gewohnt.“

„Koropta?“ fragte Tarabas.

„Ja, Kennst du's?“

„Flüchtig!“ sagte Tarabas.

„Ja“, sagte der alte Jedliner. „Ich habe ein Haus gehabt, groß wie der Gasthof in Koropta, der Gasthof Kristianpollers. Ich hatte eine hübsche, kräftige, breithüftige Frau und zwei Söhne. Ich handelte mit Holz, mußt du wissen, und verdiente einen Haufen. Man verkauft viel, wenn der Winter kalt ist, wie dieser hier, den wir jetzt haben zum Beispiel. Es gab da noch andere Holzhändler. Aber ich war klüger als alle. Du mußt wissen: im Frühling, wenn noch kein Mensch daran denkt, daß einmal Winter sein wird, gehe ich zum Gutsherrn und besehe mir den Wald und lasse diese und diese Bäume anzeichnen und gebe ein Handgeld. Dann holze ich ab. Ich verlasse mich nicht auf den Gutsherrn selbst. Mag er abholzen, was er will. Ich lasse meine Bäume fällen. Dann hole ich mir das Holz nach Hause. Dann lasse ich es im Freien liegen,

wenn es regnet – und wenn es trocken ist, spanne ich Zelte darüber. Damit es nämlich an Gewicht zunimmt. Denn es war mein oberstes Prinzip: nach Gewicht verkaufen; und zwar möglichst zersägtes und schon zerkleinertes Holz. Nicht wahr? – Wozu sollten die Leute sich noch Holzhacker kommen lassen und sie extra bezahlen? Sie kaufen nach Klaftern, nach Ellen, und dann kommt erst die Notwendigkeit, die Stämme zu zersägen. Nein, bei mir ist das nicht so. Ich verkaufe gebrauchsfertiges Holz nach Gewicht. Siehst du, bei uns zu Lande war ich mit meiner Methode ganz originell.“

Der Alte hielt ein. Er mochte sich sagen, daß die Leidenschaft, die er jetzt noch für einen abgelegten Beruf aufbrachte, ihm nicht mehr zustand. Er brach ab:

„So war es also – oder ähnlich. Es kommt nicht mehr darauf an. Also: ich war ein reicher Mann. Ich hatte Geld im Hause und auf der Bank. Ich ließ meinen Sohn studieren. Meine Frau schickte ich jedes Jahr ins Ausland, nach Österreich, nach Franzensbad, denn der Arzt sagte, sie müsse was am Unterleib haben, sie habe Schmerzen im Kreuz, und ganz ohne ersichtlichen Grund. Aber der Teufel zwickte mich. Den ganzen Sommer nahm ich kein Geld ein, und ich hatte keine Geduld, bis zum Herbst zu warten. Es gab manchmal auch trockene, späte, sommerliche Herbste, kein Mensch dachte an den Winter – und mein Holz wurde immer leichter und leichter. Das kränkte mich bitter. Da kam eines Tages zu mir dieser Jurytsch und machte mir einen Vorschlag ...“

Jedliner schwieg, seufzte und fuhr fort: „Seit diesem Tage war ich ein gutbezahlter Spitzel der Polizei. Ich gab zuerst die Leute an, von denen ich etwas wußte; hierauf jene, von denen ich nur etwas ahnte; schließlich jeden, der mir nicht gefiel. Ich entwickelte eine mächtige Phantasie, und ich konnte gut kombinieren. Man glaubte mir alles. Ein paarmal hatte ich Glück. Es stellte sich heraus, daß alles richtig gewesen war, was ich lediglich vermutet hatte. Eines Tages aber kam Jurytsch in die Schenke Kristianpollers, betrank sich dort und sagte, daß ich viel mehr Geld verdiene als er selbst.“

Nun, ich will dich nicht langweilen: man ließ mich in der Nacht holen. Zwei kräftige jüdische Fleischhauer und der Gastwirt Kristianpoller, der auch kein schwacher Knabe ist, schlugen mich halbtot. Man zwang mich, das Haus und die Stadt zu verlassen. Meine Frau wollte nicht mit mir gehn. Meine Söhne spuckten mich an. Der Rabbiner berief ein Gericht, drei gelehrte Juden saßen da. Ich sah ein, was ich getan hatte. Mindestens zwanzig Juden von Koropta und Umgebung hatte ich in den Kerker gebracht. Und mindestens zehn unter ihnen waren unschuldig. Und ich gelobte vor den Juden von Koropta, daß ich alles verlassen werde. Und daß ich mich den Bettlern des Landes zugesellen werde. Und für mich selbst beschloß und gelobte ich noch, daß ich auch den Sabbat nicht in einem jüdischen Hause zubringen werde. Deshalb bin ich hier. Und das ist meine Geschichte.“

„Ich habe“, sagte Tarabas, „einem deiner Glaubensgenossen den Bart ausgerissen.“ Sie saßen einander gegenüber. Der Kerzenstumpf am Fensterrand war längst ausgegangen.

Als der Morgen kam, ein eisiger Morgen, er kündete rot und feurig einen neuen Schneesturm an, verließen sie den Waggon, gaben sich die Hände und wanderten weiter, jeder in eine andere Richtung.

XXIII

An diesem Vormittag gelangte Tarabas in den Marktflecken Turka. Die Erzählung des alten Jedliner hatte in ihm die Lust geweckt, Holz zu sägen und kleinzuhacken.

Deshalb ging er in Turka von einem Haus zum anderen und fragte, ob es Holz zu sägen gäbe. Er fand, was er suchte. Es galt, einen halben Klafter Eichenholz zu zerkleinern. „Was willst du als Bezahlung?“ fragte der Besitzer des Holzes. „Ich werde mit jedem Lohn zufrieden sein!“ erwiderte Tarabas. „Nun gut!“ sagte der Hausherr. Es war ein wohlhabender Mann, ein

Pferdehändler. Er führte Tarabas in den Hof, zeigte ihm das Holz, holte Axt und Säge aus dem Schuppen und das hölzerne Gestell, das man die Schere nennt und auf das man die Stämme legt.

Der Pferdehändler hatte einen Pelz angezogen, bevor er in den Hof ging, innen Biber, mit einem schön gekräuselten, silbrigen Krimmerkragen. Sein Gesicht war rot und wohlgenährt, seine Beine steckten in pelzgefütterten Stiefeln, die Hände hielt er in den warmen Taschen. Tarabas indessen fror in seinem Militärmantel, hauchte sich in die steifen Hände, versuchte, die viel zu kleine Mütze bald auf das rechte, bald auf das linke Ohr zu schieben, denn der Frost stach in beide mit zahllosen Nadeln. Der Pferdehändler betrachtete ihn mißtrauisch. Tarabas trug einen wirren, blonden Bart, der unter den Backenknochen begann und über den Mantelkragen ragte. Andere Landstreicher gaben sich die Mühe, wenigstens solange sie noch jung waren wie dieser hier, sich einmal in zwei Wochen zu rasieren. Gewiß hat er etwas zu verbergen, dachte der Pferdehändler. Was für einen mörderischen oder diebischen Zug verheimlicht er hinter seinem Bart? Beil und Säge konnte er an sich nehmen und einfach weggeh'n! Der vorsichtige Mann beschloß, achtzugeben und den Fremden während der Arbeit zu beaufsichtigen.

Allein, Tarabas, der zum erstenmal in seinem Leben Holz zersägen sollte, stellte sich dermaßen ungeschickt an, daß der Pferdehändler noch mißtrauischer wurde. „Hör zu!“ sagte er und faßte Tarabas an einem Mantelknopf, „mir scheint, du hast noch nie gearbeitet?“ Tarabas nickte. „Du bist wohl ein Verbrecher? Wie? Und du glaubst, daß ich dich in meinem Gehöft allein lasse? Damit du es ausspionierst und in der Nacht bei mir einbrichst? Mich kann man nicht betrügen, weißt du, und Angst hab' ich auch nicht. Ich war drei Jahre im Feld. Ich habe acht Sturmangriffe mitgemacht. Weißt du, was das ist?“

Tarabas nickte nur.

Der Pferdehändler nahm Axt und Säge an sich und sagte: „Nun geh! Ich könnte dich sonst zur Polizei bringen. Und zeig dich nicht mehr in meiner Nähe!“

„Gott mit Ihnen, Herr!“ sagte Tarabas und ging langsam durch den Hof.

Der Pferdehändler blickte ihm nach. Es war ihm warm und wohlig in seinem Biberpelz. Den Frost fühlte er in seinem geröteten Gesicht nur als eine angenehme, göttliche Einrichtung, geeignet und vielleicht sogar dazu geschaffen, den Appetit der Hausbesitzer und Pferdehändler zu fördern. Er war außerdem zufrieden, daß er mit seinem klugen Auge sofort den verdächtigen Burschen durchschaut und ihm mit seiner kräftigen Hand Respekt eingejagt hatte. Auch hatte er wieder einmal von seinen acht Sturmangriffen sprechen können. Überdies fiel ihm ein, daß der Fremde gar keinen Arbeitslohn verlangt hatte. Er wäre vielleicht mit einer Suppe zufrieden gewesen. Derlei Überlegungen stimmten ihn milde. Und er rief Tarabas zurück, ehe dieser noch das Tor erreicht hatte.

„Ich will es mit dir doch versuchen“, sagte der Hausherr, „weil ich ein zu gutes Herz habe. Was verlangst du als Bezahlung?“

„Ich werde mit jedem Lohn zufrieden sein!“ wiederholte Tarabas. Er begann, den Stamm zu zersägen, den er früher mit so deutlichem Ungeschick auf das Gestell gelegt hatte. Er sägte fleißig, unter den Augen des Händlers. Er entwickelte und fühlte dabei eine beträchtliche Kraft in seinen Muskeln. Er arbeitete schnell, er wollte dem Bereich der mißtrauischen Blicke des Pferdehändlers entkommen. Diesem gefiel Tarabas immer mehr. Auch fürchtete er sich ein wenig vor der nicht zu leugnenden Kraft des Fremden. Auch ein bißchen neugierig wurde man, wenn man einen so merkwürdigen Mann vor sich sah. Deshalb sagte der Hausherr: „Komm ins Haus, kriegst einen Schnaps, zum Wärmen!“

Zum erstenmal seit langer Zeit trank Tarabas wieder einen Schnaps. Es war ein guter, ein kräftiger Schnaps, klar und sauber, durch allerhand Kräuter, die man auf dem Grunde der

mächtigen, gebauchten Flasche schwimmen sah wie Algen in einem Aquarium, hellgrün gefärbt und bitterlich gewürzt. Es waren gute, zuverlässige Hausmittelchen, wie sie auch der alte Vater Tarabas seinen Schnäpsen beizumischen pflegte. Der Schnaps brannte, ein kurzes, schnelles Feuerchen, in der Kehle, erlosch sofort, um sich tiefer im Innern in eine große, gütige Wärme zu verwandeln. Er wanderte in die Glieder und dann in den Kopf. Tarabas stand da, das Gläschen in der einen, die Mütze in der andern Hand. Seine Augen verrieten eine derartige Anerkennung und Zufriedenheit, daß der Wirt, geschmeichelt und zugleich von Mitleid ergriffen, noch ein Gläschen einschenkte. Tarabas trank es auf einen Schluck. Seine Glieder wurden schlaff, seine Sinne verwirrten sich. Er wollte sich setzen, aber er wagte es nicht. Plötzlich empfand er Hunger, gewaltigen Hunger, es war, als spürte er mit den Händen die unermeßliche, vollkommen leere Höhle seines Magens. Das Herz krampfte sich zusammen. Tarabas öffnete weit den Mund. Er tastete mit den Händen einen Augenblick, der ihm selbst eine Ewigkeit schien, ins Leere, erfaßte die Lehne eines Stuhls und fiel mit großem Gepolter zu Boden, während der erschrockene Pferdehändler ratlos, ohne Zweck, die Tür aufriß.

Die Frau des Pferdehändlers stürzte aus dem Nebenzimmer. Man goß einen Eimer eisigen Wassers über Tarabas. Er erwachte, erhob sich langsam, ging an den Ofen, trocknete, ohne ein Wort zu sagen, den Mantel und die Mütze, sagte: „Gott segne Euch!“ und verließ das Haus.

Zum erstenmal hatte ihn ein Blitz der Krankheit getroffen. Und schon fühlte er den ersten Hauch des Todes.

XXIV

In diesem Jahre warten die Landstreicher ungeduldig auf den Frühling. Es war ein schwerer Winter. Es kann noch lange dauern, bis er sich entschließt, das Land zu verlassen. Hunderttausend feine, unentwirrbar verästelte, eisige Wurzeln hat er überall geschlagen. Tief unter der Erde und hoch über ihr hat er gewohnt. Unten sind die Saaten tot, oben die Sträucher und das Gras. Sogar der Saft in den Bäumen der Wälder und an den Rändern der Wege scheint erstarrt für immer. Ganz langsam schmilzt der Schnee auf den Äckern und Wiesen, nur in den kurzen Stunden um den Mittag. In den dunklen Abgründen aber, in den Gräben am Weg liegt er noch klar und starr über einer harten Eiskruste. Es ist Mitte März; und noch hängen Eiszapfen an den Dachrinnen der Häuser und schmelzen kaum eine Stunde lang im Glanz der mittäglichen Sonne. Am Nachmittag, wenn der Schatten wiederkehrt, erstarren sie aufs neue zu unbeweglichen, funkelnden und geschliffenen Spießen. Noch schläft die Erde in den Wäldern. Und in den Kronen der Bäume hört man keinen Vogel. Ungerührt, in kaltem Kobaltblau, verharrt der Himmel. Die Vögel des Frühlings meiden seine tote Klarheit.

Die neuen Gesetze des neuen Landes sind ebenso die Feinde der Landstreicher wie der Winter. In einem neuen Staat muß Ordnung herrschen. Man soll ihm nicht nachsagen, er sei barbarisch oder gar „eine Operette“. Die Staatsmänner des neuen Landes haben an alten Universitäten Rechte und Gesetze studiert. Die neuen Ingenieure haben an den alten technischen Hochschulen studiert. Und die neusten, lautlosen, zuverlässigen und präzisen Maschinen kommen auf stillen, gefährlichen Rädern in das neue Land. Die gefährlichsten Raubtiere der Zivilisation, die großen Rollen Zeitungspapier, gleiten in die neuen Setzmaschinen, entrollen sich selbständig, bedecken sich mit Politik und Kunst und Wissenschaft und Literatur, spalten sich und falten sich und flattern hinaus in die Städtchen und in die Dörfchen. Sie fliegen in Häuser, Häuschen und Hütten. Und somit ist der neue Staat vollkommen. Auf seinen Straßen gibt es mehr Gendarmen als Landstreicher. Jeder Bettler muß ein Papier haben, ganz, als wäre er ein Mensch, der Geld besitzt. Und wer Geld besitzt, der trägt es zu den Banken. In der Hauptstadt gibt es eine Börse.

Tarabas erwartete den einundzwanzigsten März, um die Hauptstadt aufzusuchen. Es war das Datum, das ihm der General Lakubeit ausgesetzt hatte. Tarabas hatte noch fünf Tage Zeit.

Er erinnert sich an das letzte Gespräch mit Lakubeit. Der Kleine hat nicht viel Zeit. Er mahnt Tarabas, ganz schnell zu erzählen. „Verstehe! Verstehe!“ sagt er, „fahren Sie nur fort!“ Nachdem Tarabas alles erzählt hat, sagt Lakubeit: „Also gut. Kein Mensch außer mir wird etwas von Ihnen wissen. Auch Ihr Vater nicht. Sie können bis zum zwanzigsten März des nächsten Jahres versuchen, ob Sie dieses Leben aushalten. Dann schreiben Sie mir. Ich werde dafür sorgen“, sagt Lakubeit, „daß Sie vom einundzwanzigsten März an jeden folgenden Monat Ihre Pension erhalten.“

„Leben Sie wohl!“ sagt Tarabas. Und ohne eine Antwort abzuwarten, ohne Lakubeits ausgestreckte kleine Hand zu beachten, geht er fort.

Mehr als vier Monate waren es her! Zuweilen sehnt sich Tarabas danach, jemandem zu begegnen, der ihn früher gekannt hatte und der ihn trotzdem jetzt noch erkennen würde! Es mußte eine der lustvollsten Arten sein sich zu demütigen! In seinen sündhaften Stunden, das heißt: in den Stunden, die er seine sündhaften nannte, sah Tarabas mit jener Selbstbewunderung auf seinen kurzen, aber geschnehtreichen Weg zurück, auf dem er sich die Abzeichen und die Auszeichnungen des Elends erworben hatte, mit der andere, die aus Not und Namenlosigkeit zu Geld oder Ruhm gelangen, auf ihre „Karriere“ zurückzusehn pflegen. Auch eine gewisse Eitelkeit auf sein Äußeres konnte Tarabas nicht bekämpfen. Manchmal blieb er vor der spiegelnden Scheibe eines Schaufensters stehn und betrachtete sich mit gehässigem, grimmigem Wohlgefallen. So, versunken in den Anblick seines Spiegelbildes, stand er manchmal da, bis er seine alte Gestalt, seine Uniform, seine Stiefel in Gedanken wiederangenommen hatte. Und fand hierauf eine bittere Freude daran, Stück für Stück abfallen, das rasierte und gepuderte Angesicht sich mit dem wuchernden Bart bedecken zu sehn, zu beobachten, wie der gerade Rücken sich in sanftem Bogen krümmte. Ja, du bist der echte Tarabas! sagte Tarabas dann. Damals, vor Jahren, als du mit den Revolutionären Umgang hattest, war dein Angesicht schon gezeichnet. Später, als du dich in den Straßen von New York herumtriebst, warst du schon ein Elender. Dein Vater hat dich durchschaut, Nikolaus! Du hast ihn angespuckt, das war dein Abschied vom Vater! Erkannt hat dich der rothaarige Soldat, der keinen Gott hatte, und der kluge Lakubeit. Manche haben gewußt, Tarabas, daß du die Welt betrügst und dich selbst. Es war nicht dein Rang, den du gewaltig spazierenführtest, eine Maskerade war deine Uniform. So, wie du jetzt bist, gefällst du mir, Tarabas!

So sprach Tarabas manchmal zu sich selbst, in den belebten Gassen einer Stadt, und die Leute lachten über ihn. Sie hielten ihn für einen närrischen Menschen. Er entfernte sich schnell. Die Leute waren imstande, die Polizei zu rufen. Er erinnerte sich an die drei Polizisten in New York, die er hatte vorbeigehn lassen, als er noch der abergläubische Feigling Tarabas war. Auch dafür büße ich noch, dachte er still erfreut. Ich möchte sie schon aufhalten und mich vor den Augen der Gassenbuben abführen lassen. Aber sie würden erfahren, wer ich bin.

Immer, wenn er so zu sich selber sprach und wenn die Erinnerungen durch sein Gehirn jagten, ihm davonliefen, während er sie festzuhalten wünschte, fühlte er Frost und Hitze in seinem Körper abwechselnd. Er fieberte. Oft überfiel ihn das Fieber und schüttelte ihn. Es begann, an seinem kräftigen Körper zu zehren. Es setzte sich in seinem Angesicht fest. Es höhlte seine bärtigen Wangen aus. Manchmal schwellen seine Füße an. Er mußte humpeln. In manchen Nächten, in denen er ein Obdach gefunden hatte, in dem man sich ausziehn durfte, konnte er nur mit Mühe die Stiefel ablegen. Landstreicher, die ihm zusahen, betrachteten mit Kennerschaft seine geschwellenen Glieder und verschrieben ihm allerhand Rezepte: Heublumenbäder, auch Wegerichtee, urintreibende Kräuter, Geißbart und Geißleitern und wilden Hirsch. Man riet ihm zu Bitterklee, Weihwedel und Wegwartkraut. Seine Krankheiten verursachten viele nächtliche Diskussionen. Immer fanden sich Männer, die im Verlauf ihres wechselreichen Lebens genau die gleichen Leiden gehabt hatten. Sobald aber Tarabas eingeschlafen war, stießen sie sich an und gaben einander durch Zeichen zu verstehen, daß sie nicht mehr viel auf sein Leben geben mochten. Sie machten Kreuze über den Schlafenden und schliefen dann selbst zufrieden ein. Denn auch die Söhne des Elends liebten ihr Leben und hingen mit Inbrunst an dieser Erde, die sie so gut kannten, ihre Schönheit und ihre Grausamkeit; und sie freuten sich ihrer Gesundheit, wenn sie einen dem Tod entgegenhumpeln

sahen. Tarabas selbst sorgte sich eher um seine zerrissenen Stiefel als um seine geschwollenen Füße. Mochten die Kleider zerreißen, man mußte ganze Stiefel haben! Sie sind das Werkzeug des Landstreichers. Man hat vielleicht noch lange Wege zurückzulegen, Tarabas!

Manchmal mußte er mitten auf der Straße einhalten. Er setzte sich. Sein Herz jagte in rasender Hast. Die Hände zitterten. Vor den Augen bildete sich ein grauer Nebel, der auch die nächsten Gegenstände unkenntlich machte. Die einzelnen Bäume auf der gegenüberliegenden Straßenseite verschwammen zu einem dichten, geschlossenen, endlosen Zug aus Stämmen und Kronen, einer undeutlichen, aber undurchdringlichen Mauer aus Bäumen. Sie verdeckte den Himmel. Man saß in der freien Landschaft, und es war, als säße man in einem luftlosen Zimmer. Schwere Gewichte drückten auf die Brust und auf die Schultern. Tarabas hustete und spuckte. Langsam zerrann der Nebel vor den Augen. Die Bäume am Wegrand gegenüber schieden sich wieder deutlich. Die Welt bekam wieder ihr gewöhnliches Angesicht. Tarabas konnte seinen Weg fortsetzen.

Er hatte noch zwei Stunden bis zur Hauptstadt. Ein Bauer, der Milch zur Stadt führte, hielt an, winkte ihm und lud ihn ein, auf den Wagen zu steigen. „Ich habe Milch genug, Gott sei Dank und Lob!“ sagte der Bauer unterwegs. „Trink, wenn du Durst hast!“ – Tarabas hatte seit seiner Kindheit keine Milch mehr getrunken. Wie er jetzt, umgeben von scheppernden, vollen Kannen, in denen die Milch satt und vernehmlich gluckste, eine schneeweiße Flasche an die Lippen hob, erfaßte ihn eine große Rührung. Es war ihm, als erkannte er auf einmal den Segen, ja, das Wunder der Milch, der weißen, vollen, der unschuldigsten Flüssigkeit der Welt. Eine ganz selbstverständliche Angelegenheit, so eine Milch! Kein Mensch denkt daran, daß sie ein Wunder ist. In den Müttern entsteht sie; in ihnen verwandelt sich das warme, rote Blut in kühle, weiße Milch, die erste Nahrung der Menschen und der Tiere, der weiße, strömende Gruß der Erde an ihre neugeborenen Kinder. „Weißt du“, sagte Tarabas zu dem Milchbauern, „du führst auf deinem Wagen eine wunderbare Sache!“ „Ja, ja“, sagte der Bauer, „meine Milch ist großartig. In ganz Kurki, in meinem Dorf, findest du keine solche! Ich habe fünf Kühe: sie heißen: Terepa, Lala, Korowa, Duscha und Luna. Die beste ist Duscha. Ein süßes Tier! Du solltest sie sehen! Du würdest sie sofort lieben. Sie gibt die beste Milch! Sie hat vorne einen braunen Fleck an der Stirn. Die andern sind alle weiß. Aber sie brauchte gar keinen braunen Fleck zu haben, ich könnte sie auch so erkennen. An ihrem Blick, verstehst du, an ihrem Schwanz, ihrem lieben Schwänzchen, an ihrer Stimme. Sie ist wie ein Mensch. Ganz genau wie ein Mensch. Wir leben gut miteinander!“

Nun kamen sie in die Stadt, und Tarabas stieg ab. Er ging zur Post. Es war die Hauptpost, ein neues, großartiges Gebäude. Er kaufte bei dem Fräulein, das vor dem großartigen Portal ihren kleinen Papierladen verwaltete, Briefpapier, Kuvert und eine Feder. Dann schrieb er drinnen in der großen Halle an einem Pult an den General Lakubeit.

„Euer Exzellenz“, schrieb er, „Herr General! Es ist heute der Tag, an dem ich mich melden soll. Ich tue es hiermit respektvollst. Ich erlaube mir, Euerer Exzellenz noch zwei Bitten zu unterbreiten. Die erste: wenn es geht, mir die Pension in Gold- oder Silberstücken auszahlen lassen zu wollen. Die zweite: daß ich mir das Geld zu einer Stunde abholen darf, in der ich von niemandem gesehen werden kann. Ich werde mir erlauben, die Antwort hier, poste restante, abzuholen.“

Euerer Exzellenz dankbarst und respektvollst ergebener

Nikolaus Tarabas, Oberst.
Poste restante.“

Er schickte den Brief ab. Er humpelte in das tadellose, nach westlichen Mustern neu eingerichtete Asyl für Obdachlose, wo er, mit vielen anderen, entlaust, gebadet, gereinigt und

mit einer Suppe beschenkt wurde. Er bekam eine Nummer aus Blech und einen harten und chemisch gereinigten Strohsack.

Auf diesem schlief er bis zum nächsten Morgen.

Am Poste-Restante-Schalter lag ein Brief für Nikolaus Tarabas, von der Hand Lakubeits geschrieben. „Lieber Oberst Tarabas!“ schrieb der General. „Wenn Sie heute oder morgen gegen zwölf Uhr mittags im Postgebäude erscheinen, wird ein junger Mann Sie ansprechen und Ihnen die Pension einhändigen. Sie brauchen keine Indiskretion zu fürchten. Für unsere neue Armee, Ihren alten Vater, für die Welt sind Sie tot und vergessen. Lakubeit, General.“

Um zwölf Uhr mittags, da die meisten Schalter schlossen, die Beamten fortgingen und die große Halle sich leerte, sprach ein junger Mann Tarabas an. „Herr Oberst!“ sagte der junge Mann. „Unterschreiben Sie die Quittung.“ Tarabas bekam achtzig goldene Fünf-Franc-Stücke. „Sie entschuldigen uns!“ sagte der junge Herr. „Wir haben nicht alles in Goldstücken bekommen können. Wir werden uns bemühen. Von heute in einem Monat um diese Stunde treffen wir uns wieder hier.“

Tarabas ging vor das Tor, blieb einen Augenblick stehn – und wandte sich sofort wieder dem mächtigen Portal zu. Auf dem großen Platz vor der Post warteten ein paar Wagen, Reitpferde, angebunden an Laternenpfählen, und einige Automobile. Es war einer der ersten warmen Tage dieses Frühlings. Die mittägliche Sonne floß gütig über den weiten, steinernen, schattenlosen Platz. Die Pferde vergruben ihre Köpfe ganz in den umgehängten Hafersäcken, fraßen mit heiterem Appetit und schienen sich selig in der Sonne zu fühlen. Auf einmal erhob eines von den Tieren, das vor ein leichtes zweirädriges Wägelchen gespannt war, den Kopf aus dem Hafersack und stieß ein jubelndes Gewieher aus. Es war ein schönes Tier. Es hatte ein grausilbernes Fell, mit großen, regelmäßigen, braunen Flecken. Tarabas erkannte es sofort, am Hals, am wiehernden Ruf, an den braunen Flecken.

Er ging in die Halle, setzte sich auf eine Bank und wartete.

Als die Mittagspause vorbei war, die Schalter sich öffneten und die Menschen wieder die Halle zu füllen begannen, erschien auch der Vater Tarabas. Er war sehr alt geworden. Er ging jetzt auf zwei Stöcken. Auch die Stöcke verrieten noch den reichen Mann. Es waren Stöcke aus Ebenholz mit silbernen Krücken. Der mächtige Schnurrbart des Alten fiel in zwei großartigen, tief herabhängenden, silberweißen, in der Mitte geteilten Ketten über den Mund, und die seinen Spitzen berührten den hohen, schneeweißen Kragen. Quer durch die große Halle wankte der alte Tarabas. Die einfachen Leute machten ihm Platz. Auf den Steinfliesen hörte man seine scharrenden Schritte und das dumpfe, beinahe gespenstische Tappen seiner beiden Stöcke, deren Enden in schweren Gummipropfen steckten. Als der Alte an den Schalter trat, beugte der Beamte seinen Kopf aus dem Fenster. „Ah! Euer Gnaden!“ sagte der Beamte. Der junge Tarabas verließ die Bank und näherte sich dem Schalter. Er sah, wie sein Vater, einen seiner beiden Stöcke an das Schalterbrett hängend, die Briefftasche zog, ein paar Coupons hervorklaubte und dem Beamten übergab. Dann entfernte er sich wieder. Und er streifte fast den Sohn. Aber den Blick auf den Boden gerichtet, ohne sich umzusehn, humpelte er hinaus.

Nikolaus folgte ihm. Vom Tor aus sah er, wie ein Mitleidiger dem Alten half, das Wägelchen zu besteigen. Beide Stöcke lehnten nun neben ihm, auf dem Kutschbock. Er nahm die Zügel in die Hände. Das Pferd zog an. Und der alte Tarabas rollte dahin, nach Hause.

Nach Hause.

XXV

Eines Tages, es war schon Ende Mai, glaubte Tarabas, daß es an der Zeit sei, heimzuziehen und Vater, Mutter und die Schwester wiederzusehn. Er war oft auf seinen Wanderungen in die Nähe seines Dorfes gekommen, aber er hatte es in großen Bogen umgangen. Noch war er nicht gerüstet genug; denn man muß gerüstet sein, um die Heimat wiederzusehn. Von der ganzen Welt war Tarabas getrennt. Aber Angst hatte er noch, die Heimat zu besuchen. Den Vater liebte er nicht. Er hatte niemals seinen Vater geliebt. Er erinnerte sich nicht, daß ihn sein Vater jemals geküßt oder geschlagen hatte. Denn der alte Tarabas geriet selten in Zorn; und ebensoselten in gute Laune. Wie ein fremder König schaltete er in seinem Hause, mit der Frau und mit den Kindern. Ein prunkloses, einfaches, stählernes Zeremoniell regelte seine Tage, seine Abende, seine Mahlzeiten, sein Betragen und das der Mutter und der Kinder. Es war, als wäre er niemals selbst ein junger Mensch gewesen. Es war, als wäre er mit seinem fertigen Zeremoniell, einem vollendeten Stunden- und Lebensplan auf die Welt gekommen, nach besonderen Gesetzen gezeugt und geboren, nach regelmäßigen, naturwidrigen Vorschriften gewachsen und groß geworden. Höchstwahrscheinlich hatte er niemals eine Leidenschaft erlebt, ganz gewiß niemals Not gekannt. Sein Vater war früh umgekommen, „bei einem Unfall“ hieß es immer; man wußte nicht, was für einer Art Unfall. Als Knabe hatte sich der junge Tarabas ausgedacht, daß sein Großvater auf der Jagd, im Kampf mit Wölfen oder Bären, gestorben war. Ein paar Jahre lebte noch die Großmutter im Hause ihres Sohnes, in dem Zimmer, das nach ihrem Tode die kleine Schwester bezog. Die Schwester – sie war damals zehn Jahre alt – fürchtete sich vor der Wiederkehr der toten Großmutter. Zu ihren Lebzeiten noch war sie wie ein majestätisches Gespenst durch das Haus gewandelt, groß und stark, mit einer breiten, gestärkten, schneeweißen Haube auf dem Kopf, den mächtigen Körper in feierlicher schwarzer und steifer Seide, einer Art steinerner Seide, einen violetten Rosenkranz in den weißen, fleischigen, weichen Händen. Ohne sichtbaren Grund und scheinbar nur zu dem Zweck, um zu zeigen, daß ihre lautlose Majestät immer noch lebendig sei, ging sie jeden Tag über die Treppe in die Küche, nahm mit wortlosem Nicken die Knickse der Diener und der Köchin entgegen, wallte quer über den Hof, dem Stalle zu, gewährte dem Knecht einen kalten Blick aus ihren großen, braunen, hervorquellenden und immer feuchten Augen und kehrte wieder um. Bei den Mahlzeiten thronte sie am Kopf des Tisches. Vater, Mutter und die Kinder traten an sie heran und küßten ihr die weiche, muskellose, teigige Hand, bevor man die Suppe auftrug. Man sprach in der Anwesenheit der Großmutter kein Wort. Man hörte nur das Schlürfen der Suppe, das sachte Klirren der Löffel. Nach der Suppe, wenn das Fleisch kam, verließ die Alte den Tisch. Sie ging schlafen. Man wußte nicht, ob sie wirklich schlief. Am Abend erschien sie wieder, um nach einer Viertelstunde zu verschwinden. Obwohl sie kein Wort sprach, sich in keine Angelegenheit des Hauses und des Hofes mischte und so selten sichtbar wurde, war ihre Anwesenheit allen – ihren Sohn vielleicht ausgenommen – eine stumme, unerträgliche Last. Die Angestellten haßten sie und nannten sie „die Schattenkönigin“. Ihre ewig feuchten Augen schillerten böse, und ihr wortloser Hochmut weckte in den Leuten einen ebenso stummen, rachedurstigen Haß. Man hätte die Schattenkönigin gerne auf irgendeine Weise umgebracht. Auch die Kinder, Nikolaus und seine Schwester, haßten die stumme, wie von schalldämpfenden Stoffen umgebene, böse Majestät der Großmutter. Als sie eines Tages plötzlich starb, ebenso lautlos, wie sie gelebt hatte, atmeten alle im Hause auf – und nur für eine Weile. Der Vater Tarabas übernahm das Erbe seiner Mutter: ihre tödliche, eisige Majestät. Von nun an saß der Vater am Kopfende des Tisches. Von nun an küßten die Kinder ihm die Hand vor Beginn der Mahlzeit. Er unterschied sich nur dadurch von seiner Mutter, daß er nach der Suppe ausharrte, mit kaltem Appetit auch das Fleisch und die Nachspeise aß und sich dann erst schlafen legte. Hatte er früher, als die Mutter noch lebte, hie und da, und natürlich während ihrer Abwesenheit, ein Wort gesagt, manchmal sogar einen Scherz gemacht, so schien er jetzt, nach dem Tode der Alten, deren ganze gewichtige Düsterteit auszuströmen. Und auch ihn nannte man, nach seiner Mutter, den „Schattenkönig“.

Seine Frau gehorchte ihm ohne Widerspruch. Sie weinte oft. In ihren Tränen verströmte sie den ganzen geringen Vorrat an Kraft, den ihr die Natur mitgegeben hatte. Sie war mager und blaß. Mit ihrem spitzen Gesicht, dem abfallenden Kinn, den rotumrandeten Augen, der ewigen

blauen Schürze, die ihr ganzes Kleid bedeckte, glich sie einer Magd, einer Art privilegierter Köchin oder Haushälterin. Sie hielt sich auch den größten Teil des Tages in der Küche auf. Ihre harten, trockenen Hände, mit denen sie manchmal scheu und beinahe furchtsam, als täte sie etwas Verbotenes, ihre Kinder streichelte, rochen nach Zwiebeln. Streckte sie die Hand nur nach den Kindern aus, so rannen zugleich ihre Tränen unaufhaltsam; es war, als weinte sie schon über die Zärtlichkeit, die sie ihren Kindern angedeihen ließ. Tarabas und seine Schwester begannen, der Mutter auszuweichen. Jede Annäherung an ihre Mutter war unweigerlich mit Zwiebeln und Tränen verwandt. Sie ängstigten sich.

Dennoch war es die Heimat. Stärker noch als die düstere Majestät des Vaters und die weinerliche Ohnmacht der Mutter waren der silberne Zauber der Birken, das dunkle Geheimnis des Tannenwaldes, der süßliche Duft bratender Kartoffeln im Herbst, das jubelnde Geschmetter der Lerchen im Blau, der eintönige Gesang des Windes, der fröhliche, helle Wolkenzug im April, die düsteren Märchen der Mägde am Winterabend in der Stube, das Knistern des frisch verbrennenden Holzes im Ofen, der harzige, fette Geruch, den es im Brennen verströmte, und das gespenstische Licht, das der Schnee vor den Fenstern in die noch nicht erleuchteten Zimmer warf. All dies war die Heimat. Der unerreichbar fremde Vater und die arme, unbedeutende Mutter erhielten noch etwas von der Kraft dieser Empfindungen, und Tarabas gab ihnen einen Teil der Zärtlichkeit, die er für die Natur der Heimat fühlte. Seine Erinnerungen an die Kraft und an die Süße seiner Erde umhüllten die ganze Fremdheit der Eltern mit einem versöhnlichen Schleier.

Ach, er hatte Angst, die Heimat wiederzusehn! Er war noch zu schwach gewesen. Man konnte sich von der Macht, vom Krieg, von der Uniform trennen, von den Erinnerungen an Maria, von den Lüsten, die im Schoß der Frauen auf einen Mann wie Tarabas warteten: nicht aber von den heimatlichen, silbernen Birken. War der Alte, den Tarabas auf zwei Krücken gesehen hatte, schon dem Tode nah? – Lebte die Mutter noch? – Er wußte nicht, daß nicht der Anblick des humpelnden Vaters sein Heimweh geweckt hatte, sondern jenes plötzliche Gewieher des Pferdes, des silbernen, braungefleckten. Ein Ruf der ganzen Heimat war es gewesen.

Am nächsten Morgen, es regnete sanft und wehmütig, ein guter, linder Regen im Frühling, schlug Tarabas den Weg nach Koryla ein. Gegen zehn Uhr vormittags erreichte er den Anfang der Birkenallee, die zu seinem väterlichen Hause führte. Ja, die Mulden auf diesem Wege waren noch die gleichen, und genau wie vor Jahren hatte man sie mit Schotter ausgefüllt. Jede einzelne Birke kannte Tarabas. Hätten die Birken Namen gehabt, er hätte jede einzelne rufen können. Zu beiden Seiten dehnten sich die Wiesen. Auch sie gehörten dem Herrn von Koryla. Man ließ die Wiesen seit undenklichen Zeiten Wiesen bleiben, man bewies dadurch, daß man reich genug war und noch mehr fruchtbare Erde nicht brauchte. Gewiß waren die brandtragenden Stiefel des Krieges auch über diese Erde gestampft; aber die Erde des Geschlechtes Tarabas erzeugte in unermüdlicher Frische neue Saat, neues Kraut, neues Gras, sie besaß eine üppige, leichtsinnige Fruchtbarkeit, sie überlebte den Krieg, sie war stärker als der Tod. Auch Nikolaus Tarabas, noch der letzte Sproß dieser Erde, dem sie nicht mehr gehörte, war stolz auf sie, die Triumphierende. Er mußte besondere Vorsicht üben. Er wußte, daß rückwärts, im Hof, die Hunde zu bellen begannen, sobald ein Fremder die sechste Birke, vom Tor des Hauses an gerechnet, überschritten hatte. Er bemühte sich, leise aufzutreten. Er konnte nicht mehr den Umweg machen, über den weidenbestandenen Weg, zwischen den Sümpfen, um in den Hof zu gelangen, die weinlaubüberwachsene Wand hinaufzuklettern! Er schlurfte leise die flachen sechs Stufen hinauf, die zu dem rostbraunen Tor des weißgestrichenen, breiten Hauses hinanführten. Er klopfte, wie es einem Bettler geziemt, zaghaft mit dem Klöppel, der an einem rostigen Draht hing, an das Tor. Er wartete.

Er wartete lange. Man öffnete. Es war ein junger Diener, Tarabas hatte ihn niemals gesehen. Sofort sagte er: „Der Herr Tarabas leidet keine Bettler!“ „Ich suche Arbeit!“ antwortete Tarabas. „Und ich habe großen Hunger!“

Der junge Mensch ließ ihn eintreten. Er führte ihn durch den dunklen Flur – links war die Tür zu Marias Zimmer, rechts erhob sich die Treppe – in den Hof und beschwichtigte die Hunde. Er ließ Tarabas auf einem Holzhaufen niederhocken und versprach, bald wiederzukommen.

Er kam aber nicht. Statt seiner erschien ein Alter, mit weißem Backenbart. „Kabla, Turkas!“ rief er den Hunden zu. Sie liefen ihm entgegen.

Es war der alte Andrej. Tarabas hatte ihn sofort erkannt. Andrej war sehr verändert. Er ging vorsichtig schnuppernd einher, mit vorgeneigtem Kopf, mit schlurfenden Schritten. Zuerst schien er Tarabas nicht zu sehn. Er kam dann näher, von den Hunden gefolgt, und streckte immer noch suchend den Kopf vor. Endlich erblickte er Tarabas auf dem Holzhaufen. „Verhalte dich still!“ sagte der alte Andrej. „Der Herr könnte kommen. Ich bin gleich wieder hier.“

Er schlurfte davon und kam nach ein paar Minuten wieder, mit einem dampfenden, irdenen Topf und einem hölzernen Löffel. „Iß, iß, mein Lieber“, sagte er. „Fürchte dich nicht! Der Herr schläft. Er schläft jeden Tag eine halbe Stunde. So lange hast du Zeit. Wenn er erwacht, kann es passieren, daß er in den Hof kommt. Er war früher ganz anders!“

Tarabas machte sich ans Essen. Er kratzte, als er fertig war, mit dem hölzernen Löffel noch ein wenig den Boden und die Wände des irdenen Topfes leer. „Still, still“, sagte Andrej, „der Alte könnte dich hören.“

„Ich bin nämlich“, fuhr er fort, „hier für alles verantwortlich. Vierzig Jahre schon und darüber bin ich in diesem Haus. Ich habe noch die Alte gekannt, die Mutter unseres Herrn, und seinen Sohn. Ich habe noch gesehn, wie beide Kinder zur Welt gekommen sind. Dann habe ich den Tod der Alten gesehn.“

„Wo ist der Sohn geblieben?“ fragte Tarabas.

„Der ist zuerst infolge einer Verfehlung nach Amerika gegangen. Dann in den Krieg. Und man hat die ganze Zeit auf ihn gewartet. Er ist verschwunden. Es ist nicht lange her, es war im letzten Herbst, da kam der Briefträger mit einem großen, gelben, versiegelten Brief. Es war Mittag. Ich habe damals noch am Tisch bedient. Heute macht es der junge Jurij, der dir das Tor geöffnet hat. Ich sehe also, wie der Herr den Brief nimmt, dem Briefträger einen unterschriebenen Zettel gibt, die Brille muß ich aus dem Schreibzimmer holen. Dann liest der Herr für sich. Dann sagt er, indem er die Brille ablegt: ‚Es ist nichts mehr zu hoffen‘ zu seiner Frau. ‚Der General Lakubeit schreibt es selber! Da lies!‘ Und er reicht ihr den Brief.

Da erhebt sie sich, wirft Messer und Gabel hin, obwohl ich im Zimmer stehe, und schreit: ‚Nichts mehr zu hoffen! Das sagst du mir! Das wagst du mir zu sagen! Du Unmensch!‘ So schreit sie und verläßt das Zimmer. Du mußt wissen, man hat sie immer nur mit verweinten Augen gesehn, und niemals ein Wort von ihr gehört. Auf einmal ist sie es, die ein Geschrei erhebt. Sie geht aus dem Zimmer. Sie fällt an der Schwelle um. Und sie bleibt uns sechs Wochen krank. Wie sie wieder aufstehn kann, ist der Herr, der nichts gesagt hat (aber er hat sich gewiß innerlich gegrämt), auch krank. Wir haben ihn ein paar Wochen im Rollstuhl geschoben, jetzt humpelt: er auf zwei Stöcken.“

„Du selbst – was sagst du dazu?“ fragte Tarabas.

„Ich selbst – ich erlaube mir gar nicht, etwas zu sagen. Gott will es so! Der Herr hat sein ganzes Vermögen, sagt man, der Kirche vermacht. Der Notar war hier und der Herr Pfarrer! Was sagst du dazu? So ein großes Vermögen der Kirche! Die Herrschaften sind jetzt nur Mieter in ihrem eigenen Hause. Jeden Monat fährt der Herr in die Stadt. Jurij, der ihn einmal begleitet hat, erzählt, daß er auf der Post die Miete bezahlt. Die Zügel kann er noch ganz gut halten. Wenn er einmal oben auf dem Bock sitzt, ist er wie ein Gesunder!“

„Weißt du, wo ich hier austreten kann, lieber Vater?“ fragte Nikolaus. Der Alte zeigte nach dem Flur.

Ein unwiderstehlicher, toller Plan erstand in Tarabas. Er beschloß, ihn ohne Zögern auszuführen. Er ging die Treppe schnell hinauf, er nahm vier Stufen auf einmal. Er machte die Tür zu seinem Zimmer auf. Der Fensterladen war geschlossen, ein brauner, kühler Dämmer herrschte im Zimmer. Nichts hatte sich hier verändert. Rechts stand noch der Schrank, links das Bett. Man hatte das Bettzeug entfernt, das Bett enthielt nur die rot-weiß gestreifte Matratze. Es sah aus wie das Skelett von einem Bett, grausig enthäutet. Ein alter, grüner Mantel, Tarabas hatte ihn noch als Junge getragen, hing am Nagel an der Tür. Am Fußende des Bettes stand ein Paar Schnürschuhe.

Diese ergriff Tarabas und steckte einen Stiefel rechts, einen links in die Tasche. Er schloß die Tür, lauschte und ließ sich wie einst mit den Händen längs des Geländers hinuntergleiten. Er öffnete die Tür zum Speisezimmer. Der Vater lag schlafend im Lehnstuhl neben dem Fenster.

Tarabas blieb an der Schwelle stehn. Er konnte sagen, er hätte sich geirrt, wenn ihn jemand erblickte. Eine Weile stand er und betrachtete kalten Herzens die prustenden Backen des Vaters und wie sich der Schnurrbart hob und senkte. Auf den Lehnen des Sessels lagen die Hände des Vaters reglos, abgemagerte Hände, an deren Rücken die groben Adern sichtbar wurden, angeschwellte und zugleich erstarrte mächtige Ströme unter einer dünnen Haut. Einst hatte Tarabas diese Hände geküßt. Sie waren damals noch braun und muskulös, sie hatten einen Geruch von Tabak, Stall, Erde und Wind und waren nicht nur Hände, sondern auch so etwas wie Insignien väterlich-königlicher Macht, eine ganz bestimmte Art von Händen, die nur ein Vater, sein Vater, tragen durfte. Das Fenster stand weit offen. Man roch den süßen Mairegen und den Duft der späten Kastanienkerzen. Die Lippen des Vaters, unsichtbar unter dem dichten Schnurrbart, öffneten und schlossen sich bei jedem Atemzug, ließen merkwürdige, komische, ja skurrile Geräusche laut werden, die der Würde des Schlafs und des Schlafenden zu höhnen schienen, und störten die Andacht, der sich der Sohn hingeben wollte. Er sehnte sich nach der kalten Ehrfurcht und sogar nach der Furcht, die ihm der Vater einst eingeflößt hatte. Aber er empfand eher Mitleid mit der leichten Lächerlichkeit dieses Schlafenden, der so ohnmächtig war und hilflos ausgeliefert seinen schwachen, nach Luft ringenden, pfeifenden Organen, der, weit entfernt, ein mächtiger König zu scheinen, eher aussah wie ein komisches Opfer des Schlafs und der Krankheit. Dennoch fühlte der Sohn einen Augenblick, daß er verpflichtet sei, die kraftlose Hand des Vaters zu küssen. Ja, es schien ihm, einen Augenblick, daß er nur zu diesem Zweck hierhergekommen war. Dieses Gefühl war so stark, daß er der Gefahr nicht mehr achtete, die ihn bedrohte, wenn jemand zufällig die Tür öffnete. Er nahte sich sachte dem Lehnstuhl, kniete vorsichtig nieder und hauchte über dem Handrücken des Vaters einen Kuß hin. Er kehrte sofort um. Mit drei langen, lautlosen Schritten erreichte er die Tür. Behutsam drückte er die Klinke nieder. Er ging durch den Flur. Er trat in den Hof und setzte sich wieder zu Andrej.

„Nun, du hast dich lang in dem seinen Lokal aufgehalten“, scherzte Andrej. „Vor einem Jahr erst haben wir die Klosetts neu herrichten lassen. Man hat sie jetzt auf englisch gemacht. Die verschiedenen Einquartierungen hatten sie übel zugerichtet.“

„Sehr feine Klosetts“, sagte Tarabas. „Schade, daß sie keiner erben wird.“

„Ja, unser Fräulein wird hier wohnen bleiben. Für den Fall, daß sie noch heiratet, heißt es, wird sie noch etwas erben. Aber sie kann ja keinen mehr finden. Weit und breit sind die Männer ausgerottet, die passenden. Schön ist sie leider auch nicht, unser Fräulein. Sie sieht schon beinahe aus wie ihre Mutter, hager, kränklich, verweint. Da war das Fräulein Maria anders. Jetzt ist sie in Deutschland. Sie ist mit so einem Deutschen mitgezogen, man sagt, er hat sie geheiratet, aber ich glaub' es nicht. Sie war auch mit unserem jungen Herrn verlobt gewesen, und man sagt allerhand, man erzählt, er hätte die Hochzeit nicht abwarten können. Und einmal versucht, für immer verflucht, heißt das Sprichwort. Dieses Fräulein Maria hat den Krieg genossen, sagt man. Nun, der deutsche Herr wird es auch gemerkt haben ...“

„Allerhand Dinge gehn auch bei den Reichen vor!“ sagte Tarabas.

„Sie sind gar nicht mehr reich“, schwatzte Andrej weiter, „die armen Herren! Im übrigen Rußland hat man ihnen alles genommen und unter das Volk aufgeteilt, Gott bewahre mich davor. Ein Glück, daß ich hier bin. Aber – schau: da kommt unsere Frau.“

Sie trug ein langes, schwarzes Kleid und eine schwarze Spitzenhaube. Sie hielt den zitternden Kopf gesenkt. Tarabas sah nur einen verhuschenden, gelblichen Schimmer ihrer wächsernen Haut und das spitze Profil ihrer Nase. Sie ging mit kleinen, unregelmäßigen Schritten quer über den Hof. Ein Schwarm gackernder Hühner begrüßte sie flatternd und geräuschvoll. „Sie füttert das Geflügel, die Arme!“ sagte Andrej.

Tarabas sah ihr zu. Er hörte, wie seine Mutter, die Stimmen der Hühner nachahmend, glucksende, krächzende, krähende, piepsende Töne hervorbrachte. Graugelbliche Haarsträhnen fielen ihr übers Gesicht aus der Haube. Die Mutter selbst bekam etwas von einem glucksenden Huhn. Sie sah äußerst töricht aus, eine schwarzgekleidete, greise Närrin, und es war unzweifelhaft erkennbar, daß das dumme Geflügel tatsächlich ihr einziger Verkehr seit langen Jahren war. Ihr Schoß hat mich geboren, ihre Brüste haben mich gesäugt, ihre Stimme hat mich in Schlaf gesungen, dachte Tarabas. Das ist meine Mutter!

Er stand auf, ging zu ihr hin, trat mitten unter die Hühner, verneigte sich tief und murmelte: „Gnädigste Herrin!“ Sie erhob ihr spitzes Kinn. Ihre kleinen, rotgeränderten Augen, über die ein paar gelblichweiße, lockere Haarsträhnen flatterten, hatten keinen Blick für Tarabas. Sie wandte sich um und schrie: „Andrej, Andrej!“ mit krächzender Stimme.

In diesem Augenblick öffnete sich oben das Fenster. Der Kopf des alten Tarabas erschien. Er schrie: „Andrej! Wer ist der Lump? Wirf ihn sofort hinaus! Durchsuche zuerst seine Taschen! Wo ist Jurij? Wie oft hab' ich euch gesagt, daß ihr keinen Bettler hereinlaßt! Daß euch der Teufel hole!“ Die Stimme des alten Tarabas kippte um, er beugte sich noch mehr über die Brüstung, sein Kopf lief rot an, und er kreischte: „Hinaus mit ihm! Hinaus! Hinaus!“ unzählige Male hintereinander.

Andrej faßte Tarabas sachte am Arm und führte ihn an das rückwärtige Tor. „Gott mit dir!“ sagte Andrej leise. Dann schloß er laut das schwere Tor. Es kreischte in den Angeln und fiel mit schwerem, endgültigem Schlag ins Schloß. Es zitterte noch ein wenig nach.

Tarabas schlug den Weg unter den Weiden ein, den schmalen Pfad zwischen den Sümpfen.

XXVI

Ein schöner, trockener Sommer brach an. Aber Tarabas Herz wärmte er nicht. Die zerrissenen Stiefel hatte er in den Sumpf hinter dem väterlichen Haus geworfen. Sie versanken schnell. Es gluckste zuerst ein wenig, dann glättete sich das grüne Antlitz des Sumpfes wieder. Auf dem schmalen Pfad noch, unter den Weiden, zog Tarabas die neuen Schuhe an; brave Schuhe, den ganzen Krieg hatten sie auf ihn, neben seinem Bett, gewartet. Er hatte sie noch in Amerika getragen. In diesen Schuhen (sie drückten jetzt ein bißchen) war er durch die steinernen Straßen von New York gewandert, jeden Abend, um Katharina abzuholen. Hier mußte übrigens ungefähr die Stelle sein, an der er vor Jahren Maria begegnet war. Er erinnerte sich an die lüsterne Wut, mit der er damals ihre Schnürstiefel betrachtet hatte, als sie so hintereinander auf diesem schmalen Pfad dahingegangen waren, bedächtig, um den Sumpf nicht zu betreten, und mit verworrenen Sinnen, die ungeduldig den Wald schon erreichen wollten. Das waren die Ereignisse eines längst vergangenen Lebens. Die Erinnerungen lagen in Tarabas, tot und kalt, Leichen von Erinnerungen. Wie ein steinerner Sarg barg sie sein Herz. Auch der heimatliche Himmel, auch die heimatlichen Wiesen, der vertraute Gesang der Frösche, das liebe, gute Rauschen des Regens, auch der Duft der Linden, die eben zu blühen begannen, auch das wohlbekanntes und eintönige Hacken des Spechts waren tot, obwohl sie Tarabas sichtbar,

hörbar und fühlbar umgaben. Es war, als hätte er seit dem Augenblick, in dem er dem schlafenden Vater die Hand geküßt hatte, nicht nur Abschied vom väterlichen Haus und vom Erbe und von der Heimat genommen, sondern auch von jedem Gefühl für sie und für die Vergangenheit, die sie barg. Solange er sich noch gescheut hatte, das väterliche Haus zu betreten, waren Vater, Mutter, Schwester und Land noch lebendig gewesen, lebendige Gegenstände des gefährlichen Heimwehs, das vielleicht imstande war, Tarabas von seinen ziellosen Wegen wegzulocken. Törichte Angst! Ein fremder, schnurrbärtiger, lahmer Mann war sein Vater; eine furchtsame, grauhaarige Törin die Mutter. Wenn in ihnen Liebe vor Jahren noch gelebt hatte, jetzt waren sie leer und kalt, wie Nikolaus Tarabas selbst. Auch wenn er gesagt hätte: Ich bin euer Sohn, – sie hätten ihn nicht mehr in ihre versteinerten Herzen aufnehmen können. Wären sie gestorben und hätte er nur noch ihre Gräber angetroffen, er hätte sie mit seiner wärmenden Erinnerung lebendig machen können, sie und das Haus. Sie aber lebten noch, sie gingen, standen, schliefen, fütterten Hühner, verjagten Bettler: bewegliche Mumien, in denen sie selbst begraben waren; jedes von ihnen sein eigener wandelnder Sarg. Als Tarabas aus dem Wäldchen trat, das in die Birkenallee mündete, wandte er sich noch einmal um. Er sah die weiße, schimmernde Front des Hauses, das die Allee abschloß, davor das dunkle Silber der Birken. Der Regen bildete einen dichten, grauen, fließenden Schleier zwischen dem Haus und Tarabas.

Es ist längst zu Ende gewesen! sagte sich Tarabas.

Auch an den heißen Mittagen der sommerlichen Tage überfiel ihn jetzt immer häufiger der Frost. Sein großer, immer noch kräftiger Körper mußte sich dem Fieber ergeben, das ihn durch die süßen Sommertage wie ein ganz besonderer, eigener Winter begleitete. Unerwartet, je nach seiner unerforschlichen Laune, sprang er Tarabas an. Tarabas wehrte sich nicht mehr, wie man sich gegen den Schatten nicht mehr wehrt, der jeden Menschen begleitet. Manchmal blieb er matt an einem Wegrand liegen, fühlte die gute Sonne und den strahlenden Himmel wie durch eine dicke, kalte Mauer aus Glas und fror und zitterte. Er lag da und erwartete die Schmerzen im Rücken und in der Brust und den jämmerlichen Husten. Das kam mit einer gewissen Regelmäßigkeit, man erwartete all das wie zuverlässige, treue Feinde. Manchmal floß Blut aus Tarabas Mund. Es rötete das saftige Grün des Abhangs oder das helle, erdene Grau des Weges. Sehr viel Blut hatte Tarabas fließen sehn und fließen lassen. Er spuckte es aus, das rote, flüssige Leben. Es tropfte aus ihm. Manchmal, wenn er sich ganz schwach werden fühlte, ging er in eine Schenke, kramte Geld aus seinem Säckchen und trank einen Schnaps. Er fühlte darauf Hunger wie in alten Zeiten. Es war, als könnte sich sein Körper noch an den alten Tarabas erinnern, den er einst umgeben hatte. Der Magen hatte noch Hunger, die Kehle noch Durst. Die Füße wollten noch gehn und ruhen. Die Hände wollten noch greifen und fassen. Und wenn die Nacht kam, fielen die Augen zu, und der Schlaf kam über Tarabas. Und wenn der Morgen anbrach, war es, als müßte Tarabas sich selber wecken, seine Glieder schelten, weil sie zu faul und müde waren, und er befahl seinen Füßen zu wandern, er kommandierte sie, wie er einst seinem Regiment befohlen hatte zu marschieren.

Regelmäßig jeden Fünfzehnten erschien er in der großen Halle der Post in der Hauptstadt. Und regelmäßig erwartete ihn der junge Mann und reichte ihm die Pension. Diese Begegnungen spielten sich nicht ohne ein gewisses, wortkarges Zeremoniell ab. Tarabas legte zwei Finger an die Mütze, während der junge Herr respektvoll den Hut zog. Er sagte: „Danke sehr!“, wenn Tarabas unterschrieben hatte. Er zog noch einmal den Hut.

Eines Tages aber blieb er länger stehen als gewöhnlich, betrachtete Tarabas und sagte dann: „Wenn ich mir einen Rat erlauben darf, Herr Oberst, Sie sollten zum Arzt. Soll ich vielleicht Seiner Exzellenz etwas Besonderes berichten?“

„Berichten Sie gar nichts!“ sagte Tarabas.

Er betrachtete sein Gesicht in dem kleinen Spiegel der Personenwaage, die man in der Halle des Postgebäudes erst seit kurzem aufgestellt hatte, um ihr die letzte moderne Vollendung zu geben. Und er sah, daß seine Augen tief in den Höhlen lagen und daß ein dichtes Netz aus

blauen Äderchen seine beiden Schläfen durchzog. Er bestieg die Platte und steckte eine Münze in den Automaten. Er wog im ganzen neunundvierzig Kilo.

Er ging lächelnd hinaus, wie einer, der jetzt genau erfahren hat, was zu tun sei. Er verließ die Hauptstadt auf dem Wege, über den ihn ein paar Monate früher der Milchwagen des Bauern gefahren hatte. Eine Meile weiter gabelte sich die Straße. An dieser Stelle standen zwei alte, verwitterte hölzerne Tafeln mit Pfeilen. Auf dem einen links las man das halberloschene Wort: Koryla. Auf der andern Tafel wies der Pfeil rechts nach Koropta. Tarabas schlug den Weg nach Koropta ein.

Er ging langsam, bedächtig fast. Er wollte das Städtchen nicht vor dem Abend erreichen. Es war wie eine langausgedehnte Vorfreude auf ein unentrinnbares Glück, das ihn in Koropta erwarten mußte. Als er die ersten Häuser des Städtchens erblickte, es war am späten Nachmittag, begann sein Herz, schnell und freudig zu schlagen. Noch eine Biegung und schon war die Mauer des Gasthofs „Zum weißen Adler“ sichtbar. Tarabas gönnte sich eine Rast. Zum erstenmal nach langer Zeit fühlte er den sommerlichen Frieden der Welt. Kein Fieber schüttelte ihn. Im abendlichen Glanz tänzelte ein froher Schwarm winziger, von der Sonne vergoldeter Mücken vor seinen Augen. Er betrachtete dieses Schauspiel. Er nahm es entgegen, eine Art Huldigung. Die Sonne sank tiefer, die Mücken verzogen sich, Tarabas stand auf. Als er den Gasthof Kristianpollers erreichte, war der Abend schon da. Fedja stand auf einer Leiter vor dem großen, braunen Tor und goß neues Petroleum in die rote Laterne, die an einem eisernen, aus der Wand ragenden Pfahl hing.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief Tarabas zu Fedja hinauf. „In Ewigkeit. Amen. Ich komme gleich!“ antwortete Fedja geschäftig. Er stieg herunter, die Kanne in der Hand, und sagte: „Tritt nur ein!“

Tarabas setzte sich im Hof auf eines der Fässer. Er sah die „Kammer“ vor sich. Sie hatte frisch getünchte, weiße Wände und ein neues, schwarzgestrichenes Tor. Fedja brachte Fleisch, Kartoffeln und Bier, und Tarabas wies auf die „Kammer“ und fragte: „Was ist da drüben?“

„Das ist jetzt eine Kapelle!“ sagte Fedja. „Man hat das lange nicht gewußt. Eines Tages hat sich hier in wunderbarer Weise das Bild der Mutter Gottes gezeigt. Denk dir: von selbst! Plötzlich stieg sie von der Wand herunter, breitete die Arme aus und segnete die Soldaten, die da früher geschlafen haben. Dann begann man, die Juden zu schlagen, aber die Herren Pfarrer kamen und predigten: Die Juden sind nicht schuld. Mein eigener Herr, der Gastwirt hier, ist ein Jude. Und er ist wirklich unschuldig wie der erste Schnee. Jetzt hat er sogar aus dieser Kammer eine Kapelle machen lassen. Man liest hier am Sonntag die heilige Messe. Und es ist auch ein Geschäft dazu. Denn die Bauern können gar nicht das Ende der Messe abwarten, um schnell in die Schenke zu kommen. Wir haben viel zu tun. An Sonntagen verdienen wir mehr als an den Tagen, wo Schweinemarkt ist!“

Tarabas aß indessen bedächtig, gründlich und heiter seinen Teller leer. Es wurde dunkel, Kristianpoller zündete schon den großen Rundbrenner im Schankzimmer an.

„Nun muß ich gehen!“ sagte Fedja und nahm Tarabas den geleerten Teller aus der Hand. Er wollte sagen: Geh du auch! – Aber er wartete noch.

„Hast noch einen weiten Weg?“ fragte er.

„Nein“, sagte Tarabas, „ich bin fast schon zu Hause!“ Er stand auf, dankte Fedja und ging die Hauptstraße von Koropta entlang. Zu beiden Seiten hatte man schon die verbrannten und verwüsteten Häuschen wiederaufzubauen begonnen. Vor den halbfertigen Gebäuden saßen schon wieder die geschwätzigen Frauen. Eine neue Generation von Hühnern, Enten, Gänsen wurde von Mädchen zur nächtlichen Ruhe heimgetrieben, mit flatternden Armen und wehenden Rücken. Säuglinge miauten. Kinder weinten. Juden kamen schwarz und hastig von ihren

Geschäften. Man begann, die bunten Kramläden zu schließen. Eiserne Stangen klirrten. Die ersten Sterne erblinkten.

Tarabas ging geradeaus. Am Ende der Hauptstraße bog ein Seitenpfad auf eine Wiese ab. Er führte zum Friedhof der Juden. Die kleine, graue Mauer schimmerte durch das Blau der Sommernacht. Das Tor war geschlossen. Im kleinen Hause des Wächters und Totengräbers brannte noch Licht. Tarabas stieg lautlos über die Mauer. Zwischen den Reihen der aberhundert gleichförmigen Steine tappte er eine Weile herum, entzündete ein Streichholz, beleuchtete die eckigen Buchstaben, die er nicht lesen konnte, und betrachtete die fremden Zeichnungen: zwei flache segnende Hände mit gespreizten Fingern und den Daumen, die mit den Kuppen aneinanderlehnten, einen Löwen mit Adlerflügeln am Rücken, einen sechszackigen Stern, zwei geöffnete Buchseiten, gefüllt von unleserlichen Buchstaben. Vor der letzten Reihe der Gräber – ein schmaler Raum wartete noch auf die nächsten toten Juden – schaufelte Tarabas mit den Händen die Erde auf, grub eine kleine Mulde aus, knüpfte eines der beiden Säckchen vom Hals, legte es in die Mulde, scharfte die Erde wieder zusammen und glättete sie mit den Händen. Ein Käuzchen rief, eine Fledermaus flatterte, der nächtliche Himmel verströmte sein tiefes, leuchtendes Blau und den Glanz der Sterne. Es war ein roter Bart, dachte Tarabas. Er hat mich geschreckt. Ich habe ihn begraben. – Er stieg wieder über die Mauer und ging den Weg zurück. Es war ganz still im Städtchen Koropta. Nur die Hunde, die Tarabas vorübergehn hörten, begannen zu bellen.

Er fand ein Nachtlager in einem der Häuschen, die man gerade wiederaufzubauen anfang. Es roch nach feuchtem Mörtel und frischem Kalk. Tarabas schlief in einer Ecke, erwachte beim Aufgang der Sonne und ging hinaus. Er begegnete den ersten frommen Juden, die ins Bethaus eilten, hielt sie an und fragte sie, wo Schemarjah wohne. Sie wunderten sich über seine Frage, schwiegen und betrachteten ihn lange. „Habt keine Furcht!“ sagte Tarabas – und es war ihm, als lachte jemand, während er diese Worte sprach. Hatte man noch Furcht vor ihm? Zum erstenmal in seinem Leben sagte er diese Worte. Hätte er sie jemals sagen können, als er noch der gewaltige Tarabas war? – „Wir kennen uns lange, Schemarjah und ich“, fuhr er fort. Die Juden tauschten ein paar Blicke untereinander aus, dann sagte einer: „Fragt nur nach Schemarjah bei dem Krämer Nissen. Es ist der blaue Laden, das dritte Haus vor dem Marktplatz!“

Der Krämer Nissen saß vor einem Samowar, in dem Kukuruz kochte, zwischen den ausgebreiteten bunten Waren und sah nach Kunden aus. Er war ein behäbiger, älterer Mann mit grauem Bart und ansehnlichem Bauch, ein wohlgeschätzter Bürger von Koropta und ein leidenschaftlicher Wohltäter, dem es ausgemacht erschien, daß er infolge seiner Barmherzigkeit in den Himmel der Juden kommen würde. „Ja“, sagte er, „Schemarjah wohnt bei mir in der Dachkammer. Der arme Narr! Habt Ihr ihn noch früher gekannt? Wißt Ihr auch seine Geschichte? Es war da ein neuer Oberst, Tarabas hat er geheißt, ausgelöscht sei sein Name, aber man sagt, es hat ihn schon der Schlag getroffen, welcher ein leichter Tod für so einen Bösewicht! Dieser Oberst hat dem armen Schemarjah den Bart ausgerissen. Er hatte gerade eine Thora begraben wollen. Seit damals ist er ganz närrisch. Er hat nicht mehr arbeiten können. Da hab' ich mir gesagt: Nimm ihn auf, Nissen! Was soll man tun? Er lebt bei mir wie ein Bruder. Geht nur hinauf!“

Es war eine winzige Kammer, in der Schemarjah lebte, mit einer runden Dachluke statt eines Fensters. Auf einer hölzernen Bank lag das rotkarierte Bettzeug Schemarjahs. Auf dieser Bank schlief er. Er saß, als Tarabas eintrat, vor dem nackten Tisch, las in einem großen Buch und summte vor sich hin. Er mochte glauben, daß einer seiner Bekannten eingetreten war, es dauerte eine Weile, bis er den Kopf hob. Dann verwandelte ein jäher Schrecken sein Angesicht. Der Schrecken stand, ein kalter Brand, in seinen aufgerissenen Augen. Schemarjah unterbrach seinen summenden Gesang und blickte starr auf Tarabas. Er bewegte die Lippen und brachte keinen Ton hervor. „Ich bin ein Bettler!“ sagte Tarabas. „Hab nur keine Furcht!“ – Dann setzte er hinzu: „Ich möchte ein Stück Brot!“

Es dauerte längere Zeit, bis der Jude Schemarjah begriffen hatte. Er verstand die Sprache kaum, er mußte Tarabas Verlangen lediglich an den schlechten Kleidern, der Haltung, der Gebärde erkannt haben. Er stieß ein schrilles Kichern aus, erhob sich, drückte sich furchtsam an die Wand und schlich so, mit einer Schulter halb gegen den Fremden gewendet, immer noch kichernd, zum Bett. Unter dem Kissen zog er ein trockenes Stück Brot hervor, legte es auf den Tisch und zeigte mit dem Finger darauf. Tarabas näherte sich dem Tisch, Schemarjah drückte sich ans Bett. Tarabas näherte sich dem Tisch, Schemarjah drückte sich ans Bett. Tarabas sah rings um das hagere, sommersprossige Gesicht des Juden einen kurzen, spärlichen, silbernen Fächerbart, dazwischen ein paar kahle Narben, wie von Mäusen angenagte Stellen. Es war ein kümmerliches Kränzchen aus armseligem Silber, das da zu sprießen begann.

Tarabas senkte die Augen, nahm das Brot und sagte: „Ich danke dir!“ Er ging hinaus. Auf der schmalen Leiter schon, die zum Boden führte, begann er zu essen. Das Brot schmeckte nach Schemarjahs Schweiß und Bett. „Er erkennt mich nicht!“ sagte unten Tarabas zum Händler Nissen. „Gott mit dir!“ „Hier ist ein Kukuruz gerade fertig“, sagte Nissen. „Nimm ihn nur mit, für unterwegs!“ – Man soll jedem Armen Gutes tun, dachte der Händler. Aber ein Armer kann auch ein Dieb sein, man soll ihn auch nicht lange im Laden lassen.

Alles in Ordnung! sagte sich Tarabas, während er weiterging. Jetzt ist alles in Ordnung!

XXVII

Ein paar Wochen später – der Sommer ging schon zu Ende, die Kastanien wurden reif, und die Juden von Koropta bereiteten sich vor, ihre hohen Feste zu feiern – erschien im Kramladen des Händlers Nissen der sanfte Bruder Eustachius aus dem nahen Kloster Lobra. Die guten Brüder des Klosters Lobra beschäftigten sich mit der Pflege der Kranken, einige unter den Brüdern waren tüchtige Ärzte, und es gab sogar Juden in Koropta, die, wenn sie krank wurden, nicht zum Feldscher oder zum Doktor gingen, sondern zu den Mönchen. Manchmal, zu gewissen Jahreszeiten, kamen zwei von ihnen in das Städtchen Koropta, um für arme Kranke zu sammeln. Der Juden bemächtigte sich dann ein merkwürdiges, aus Vertrautheit, Fremdheit, Anerkennung, Achtung und Furcht gemischtes Gefühl. Waren ihnen auch die runden Käppchen vertraut, welche die Mönche auf ihren glatten Schädeln trugen, so erschreckte sie um so stärker das starke, metallene Kreuz, das wie eine Waffe an der Hüfte der Brüder hing, das Kreuz, das einst zu grauenhaftem Zweck errichtet zu haben man ihren Vorvätern vorwarf, das allen Völkern der Erde Segen zu bringen verhieß und ihnen allein nur Fluch und Jammer brachte. Dem und jenem Juden hatte schon ein Mönch einen schlimmen Zahn gezogen, Blutegel angesetzt, einen Abszeß aufgeschnitten. Nur während sie Schmerzen litten, waren sie vielleicht ihren Helfern nahe; die Angst vor der Pein der Krankheit verdrängte für ein paar Stunden die andere, viel größere, nämlich die Furcht des Blutes. In den gesunden Tagen aber lebte in ihnen die Dankbarkeit für die frommen Brüder hart neben dem Mißtrauen gegen sie. Da die Brüder kein Geld nahmen wie der Feldscher oder gar der Arzt, suchte man sie zwar gerne auf; aber nach der Heilung fragte man sich auch, welcher Grund diese unbegreiflichen Menschen hatten, Juden umsonst zu behandeln. Nun, die frommen Brüder mochten diese Überlegungen kennen oder ahnen, und sie verbanden mit dem Gebot, ihres Nächsten Menschenliebe durch fromme Mahnungen um Almosen zu wecken, auch den Zweck, ihre rätselhafte Selbstlosigkeit vor den klugen Juden klugerweise ein wenig zu verbergen. In den Häusern der Juden gab man die Almosen schnell und beinahe hastig. Man trug den Mönchen Geld, Kleider und Nahrungsmittel vor die Türen entgegen, nur, damit sie diese nicht überschritten. Ihre wallenden, groben, braunen Kutten, die rundliche Fülle ihrer wohlgenährten Körper, ihre geröteten, leuchtenden Gesichter, ihre stete Sanftheit, ihre vollkommene Gleichgültigkeit gegen Frost und Hitze, Regen, Schnee und Sonne: unheimlich schien all dies den Juden, die geneigt waren, sich ständige Sorgen zu machen, geradezu in Sorgen zu schwelgen, die jeden Morgen aufs neue den kommenden Tag zu fürchten begannen, die, lange noch vor dem Einbruch des Winters, vor dem Frost schon zitterten und in der Hitze des Sommers zu Skeletten abmagerten, die, immer aufgereggt, weil niemals heimisch in diesem

Lande, schon längst den Gleichmut verloren hatten und die zwischen Haß oder Liebe, Zorn oder Untertänigkeit, Empörung und Pogrom hin und her gewirbelt wurden.

Sie waren seit Jahren daran gewöhnt, die Brüder vom Kloster Lobra zu ganz bestimmten Jahreszeiten auftauchen zu sehn. Nun aber, da sie einen von ihnen zu einer ungewöhnlichen Zeit erblickten, begannen sie, Unheil zu fürchten. Was mochte er bringen? Wohin wollte er gehen? Sie standen in zitternder Erwartung vor ihren Läden, jeden Augenblick bereit sich zu verbergen. Der sanfte, rundliche Bruder Eustachius aber ging gemessen und ahnungslos an all diesen Schrecken vorbei, in der kotigen Straßenmitte, die Schöße der Kutte ein wenig gehoben, mit seinen groben, gleichmäßig ausschreitenden, doppelt gesohnten Zugstiefeln. Da und dort sprang eine bigotte Bäuerin vom hölzernen Bürgersteig, um ihm die Hand zu küssen. Er war es gewohnt. Und mit einer mechanischen Würde streckte er seine braune, kräftige Hand aus, ließ sie küssen und wischte sie an der Kutte ab. Die furchtsamen Blicke der jüdischen Krämer folgten ihm. Man sah, wie er vor dem Laden des Händlers Nissen stehenblieb, das Schild las und mit einem gewaltigen Schritt den hohen Bürgersteig bestieg. Er verschwand im Laden.

Der Händler Nissen erhob sich, überrascht und erschrocken, von seinem Schemel. Der Bruder Eustachius lächelte sanft, zog aus den Tiefen seiner Kutte eine elfenbeinerne Dose und bot dem Juden eine Prise Schnupftabak an. Der Jude griff in die Dose, nieste kräftig und fragte:

„Hochwürdiger Herr Pater, was wünschen Sie?“

„Erschrick nicht“, sagte der Mönch, „ich komme in einer todtraurigen Angelegenheit. Bei uns im Kloster liegt ein kranker Mann. Er wird bald sterben! Bei dir wohnt der närrische Schemarjah. Du hast ein gutes Werk getan! Du hast ihn aufgenommen! Ja, ich wollte, es gäbe so gute Herzen bei allen Christen!“

Ruhiger, aber immer noch mißtrauisch, machte Nissen die allgemeine Bemerkung: „Gott gebietet die Barmherzigkeit!“

„Aber die Menschen folgen Gott selten!“ erwiderte Eustachius. „Du hast freiwillig eine Last auf dich genommen. Es muß sehr schwer sein, mit diesem Schemarjah auszukommen! Glaubst du, daß ich mit ihm reden kann?“

„Hochwürdiger Herr, es ist unmöglich!“ sagte der Händler Nissen. Und er sah auf die Kutte, den Rosenkranz, das Kreuz. Der Mönch verstand ihn. Er sagte: „Gut, willst du mich begleiten? Siehst du, der kranke Mensch, der bei uns liegt, sagt, er könne nicht sterben, er hätte diesem Schemarjah eine Unbill zugefügt. Schemarjah müsse ihm vorher verzeihen. Verstehst du das? Es ist ja möglich“, fuhr Eustachius fort, denn er hatte beschlossen, eine Konzession an die Vernunft der Juden zu machen, „es ist ja möglich, daß er im Fieber redet, daß er so einfach ohne Besinnung daherredet. Aber man muß ihm helfen, damit er ruhig sterbe. Verstehst du?“

„Gut!“ sagte Nissen. „Ich gehe mit!“

Und der Händler Nissen führte, nicht ohne Bangnis, den Mönch die schmale Leiter zu Schemarjahs Dachzimmer hinauf. Vor der Tür sagte er: „Ich werde zuerst hineingehn, hochwürdiger Herr.“ Er trat ein; aber er ließ die Tür offen.

Schemarjah blickte von dem großen Buch auf, in dem er ewig zu lesen schien. Hinter seinem Wirt und Freund Nissen nahm er die erschreckende, fremde, fettige Gestalt des Mönches in der braunen Kutte wahr, klappte das Buch zu, stand auf und drückte sich an die Wand. Er stand jetzt, den mageren Kopf vor der runden Dachluke, dem einzigen Fenster seiner Kammer, und er erinnerte den sanften Bruder Eustachius an einen Heiligen oder einen Apostel. Schemarjah streckte beide hageren, lang aus den Ärmeln ragenden Hände seinen Gästen entgegen. Sein Mund zitterte. Aber er sagte nichts.

„Schemarjah, hör zu und gib gut acht!“ begann Nissen und trat an den Tisch. „Du brauchst dich nicht zu fürchten! Der Herr kommt nicht hierher, um dich einzusperren. Er hat eine Bitte, er will dich nur um eine Kleinigkeit bitten! Sag ja! – Und wir gehen sofort wieder hinaus!“

„Was will er?“ fragte Schemarjah.

„Ein Mensch liegt im Sterben, bei ihm zu Hause!“ Nissen zeigte mit dem Kopf nach dem Mönch, der immer noch im Türrahmen stand. „Dieser Mensch sagt, er hätte dir einmal was Böses getan! Und er kann deshalb nicht ruhig sterben. Du sollst sagen, daß du ihm nicht böse bist! Du brauchst nur ja zu sagen.“

Es dauerte eine Weile. Dann verließ Schemarjah den Platz, an den er sich geflüchtet hatte. Und zur Überraschung Nissens sagte er laut: „Ich weiß, wer es ist! Er soll ruhig sterben! Ich bin nicht böse auf ihn!“ Und, zur höchsten Verblüffung des Händlers, ging Schemarjah rings um den Tisch, trat nahe an Nissen, erhob die rechte Hand, legte den Nagel des Daumens und des Zeigefingers aneinander und sagte: „Nicht so viel habe ich gegen ihn! Er soll ruhig sterben! Sag ihm das!“

XXVIII

In der Zelle des Bruders Eustachius, in dessen Bett, lag Nikolaus Tarabas. Er wartete. Auf dem steinernen Fußboden, neben dem Bett, brannte ein Feuer, damit es den Kranken wärme. Ein Bruder saß an der anderen Seite des Bettes.

Eustachius trat ein, und Tarabas setzte sich im Bett gerade auf.

„Er verzeiht!“ sagte Eustachius.

„Haben Sie ihn selbst gesprochen?“

„Selbst gesprochen!“ antwortete Eustachius.

„Wie ist er? Kann er noch gescheit sein, gescheit reden?“

„Er ist sehr gescheit!“ sagte Eustachius. „Er hat alles genau verstanden. Er ist klüger, als man glaubt!“

„So, so. Und sein Sohn?“

„Von seinem Sohn hat er nichts gesagt!“

„Schade!“ sagte Tarabas und legte sich wieder in die Kissen.

„Ich möchte“, sagte er dann, „in Koropta begraben werden. Vater und Mutter und Schwester soll man verständigen und auch den General Lakubeit.“

Das waren Tarabas letzte Worte. Er starb am Abend, während die Sonne unterging. Sie warf durch das vergitterte Fenster der Zelle noch acht rotgoldene Vierecke auf die Bettdecke, über die noch ein sanftes Zittern ging, in der letzten Sekunde.

Man begrub den Obersten Nikolaus Tarabas in Koropta, mit allen militärischen Ehren, die einem Obersten gebührten. Es gab Musik und Schüsse. Die Juden von Koropta gingen auf den Friedhof mit.

Den Vater, der auf seinen zwei edlen Ebenholzstöcken zum Grabe humpelte, begleiteten die verschleierte Frau Tarabas und der alte Knecht Andrej.

Nach dem Begräbnis bestiegen die Eltern die schwarze Kalesche. Andrej lenkte sie. Keiner von den Anwesenden hatte eine Träne in den Augen der alten Tarabas gesehn.

Die Kalesche überholte unterwegs die Kompanie, die mit klingendem Spiel in die Kaserne zurückkehrte.

Der Bruder Eustachius bestellte einen Stein für den Toten, einen schönen Stein aus schwarzem Marmor. Eustachius wußte nichts mehr von Tarabas als die Daten: geboren, gestorben. Er hätte, wäre es möglich gewesen, eingravieren lassen: Ein Narr, der den Himmel verdiente. Aber diese Inschrift paßte nicht. Der Bruder Eustachius sann also über eine passende Inschrift nach.

XXIX

Eine Woche später ging er, mit dem Notar, zum Juden Nissen. Sie stiegen, alle drei, die Leiter zu Schemarjah hinauf. Schemarjah erhob sich und klappte das Buch zu.

Er flüchtete sich nicht mehr vor den Fremden. Er erhob sich und blieb am Tisch vor seinem zugeklappten Buch stehn.

Der Notar machte in Anwesenheit der zwei Zeugen, des hochwürdigen Bruders Eustachius und des Händlers Nissen Pitschenik, bekannt, daß der Gebethausdiener Schemarjah Korpus der alleinige Erbe des jüngst verstorbenen Obersten Nikolaus Tarabas sei. Das Erbe bestand in einem Säckchen voller goldener Münzen, im Werte von fünfhundertundzwanzig Goldfranken, ferner in ein paar hundert Papierscheinen.

Der Notar legte das Geld auf den Tisch. Der Bruder Eustachius und der Händler Nissen zählten die Goldstücke, und der Notar schaufelte sie wieder in das Säckchen zurück. Man reichte das Säckchen Schemarjah über den Tisch.

Er wog es in der Hand, kicherte, nahm es in die Linke. Er hielt es am Bund, schnippte daran mit einem Finger der Rechten und versetzte es so in ein schepperndes Rotieren. Er betrachtete es eine Weile mit fröhlichen Blicken und ließ es schließlich auf den Tisch fallen. „Ich brauche es nicht!“ sagte Schemarjah endlich. „Nehmt es nur wieder mit!“

Da aber keiner von den Anwesenden sich rührte, begann er, wortlos, zuerst dem Notar, dann dem Händler Nissen, hierauf dem Bruder Eustachius das Säcklein anzubieten. Jeder schob es zurück.

Schemarjah wartete eine Weile. Dann nahm er das Säckchen, ging an sein Bett und steckte es unter das Kopfkissen.

Die drei Männer verließen ihn. Unterwegs, auf der Leiter noch, sagte der Notar: „Schad' um das Geld! Er hat also umsonst gelebt, der Tarabas!“ „Das weiß man nicht!“ sagte der Bruder Eustachius. „Das kann man niemals wissen!“

Sie verabschiedeten sich von dem Händler Nissen.

„Wir kehren noch bei Kristianpoller ein!“ schlug der Notar vor. Sie saßen bald darauf in der Gaststube Kristianpollers. Der einäugige Wirt trat an den Tisch und sagte: „Ja, jetzt ist er tot!“

„Er war Ihr Gast!“ bemerkte der Notar.

„Er war lange Zeit mein Gast!“ antwortete der Jude Kristianpoller. „Er war immerhin ein merkwürdiger Gast im Wirtshof Kristianpollers!“

„Er war“, sagte der Notar, „immerhin ein merkwürdiger Gast auf Erden.“

Hier horchte der Bruder Eustachius auf. Er beschloß, auf den Grabstein Tarabas die Inschrift zu setzen:

Oberst Nikolaus Tarabas,
ein Gast auf dieser Erde.

Gerecht, bescheiden und angemessen erschien ihm diese Inschrift.

XXX

In der Zeit, in der diese Zeilen geschrieben werden, sind ungefähr fünfzehn Jahre seit dem Tode des merkwürdigen Mannes verflossen. Über dem Grab des Obersten Nikolaus Tarabas erhebt sich ein einfaches Kreuz aus schwarzem Marmor, das der alte Vater Tarabas bezahlt hat. Der Fremde, der heute nach Koropta kommt, kann keine Spur mehr von den traurigen, wunderbaren und merkwürdigen Ereignissen finden. Alle Häuser des Städtchens sind neu hergerichtet, weiß angestrichen, und eine Baukommission, nach westeuropäischen Mustern, wacht darüber, daß sie gleichzeitig aufgefrischt werden und daß sie gleichmäßig aussehen wie Soldaten. Der alte Pfarrer ist vor ein paar Jahren gestorben. Der närrische Schemarjah lebt noch in der Dachstube bei dem Händler Nissen, bewahrt das nutzlose Säckchen mit den Goldstücken unter dem Kopfkissen und will es kaum anrühren, geschweige denn zeigen oder gar aus der Hand geben. Da die neue Regierung des Landes eigene Goldmünzen geprägt hat, haben – wie der Krämer Nissen richtig sagt – die alten goldenen Franc- und Rubelstücke bedeutend an Wert eingebüßt. Es war ein nutzloses Beginnen, dem närrischen Schemarjah diesen Sachverhalt begreiflich zu machen. Er kicherte nur. Vielleicht lachte in der Tat der Narr die klugen Leute aus. Vielleicht war es nur ihm allein klar, daß der Wert dieser Goldmünzen niemals zu jenen Werten gehören konnte, die man auf den Börsen und Banken der Welt notiert. Es ist anzunehmen, daß der Händler Nissen im stillen hofft, er werde einmal das Säckchen erben. Es wäre nur ein ganz natürlicher Lohn für die Wohltaten, die er dem törichtigen Schemarjah erwiesen hat. Im übrigen käme es auch anderen Armen zugute. Denn der Krämer Nissen wird bis an sein Lebensende ein wohlthätiger, barmherziger Mann bleiben. Er ist es Gott schuldig, seinem Ruf und auch seinem Geschäft. (Und wahrscheinlich hat auch der Händler Nissen recht.)

In ganz Koropta sind er und der Gastwirt Kristianpoller die einzigen, die noch manchmal bei einem Glase Met – zu dem sie gesalzene Erbsen essen – von dem seltsamen Obersten Tarabas sprechen, der als ein gewaltsamer König in das Städtchen gekommen war und als ein armer Bettler darin begraben wurde. In der „Kammer“ Kristianpollers steht zwar immer noch der Altar vor dem wunderbaren Bild der Mutter Gottes; aber die Gottesdienste werden immer seltener. Ein neues Geschlecht wächst heran, das nichts von der alten Geschichte weiß. Man betet, wie alle Jahre vorher, in der Kirche. Und das neue Geschlecht betet überhaupt selten.

An manchen Tagen findet der Schweinemarkt statt. Die Pferdchen wiehern, die Ferkel quieken, die Bauern betrinken sich. Der Knecht Fedja faßt sie dann unter, schleppt sie zu ihren Fuhren und übergießt sie mit kaltem, nüchternem Wasser. Die Juden handeln weiter mit Glasperlen, Kopftüchern, Taschenmessern, Sensen und Sichel.

Jedes Jahr kommen fremde Hopfenhändler nach Koropta. So mancher, der das saubere Städtchen betrachtet, geht die Hauptstraße entlang, steigt den Hügel empor, auf dem die Kirche steht, streift durch den Friedhof und sieht die merkwürdige Inschrift:

Oberst Nikolaus Tarabas,
ein Gast auf dieser Erde.

Der Fremde kehrt in den Gasthof Kristianpollers zurück, trinkt ein Bier, einen Met oder einen Wein und fragt den Wirt: „A propos, da hab' ich so ein rätselhaftes Grab gesehn!“

Solche Gäste erscheinen Nathan Kristianpoller – er weiß selber nicht warum – sympathischer als alle anderen. Er setzt sich an den Tisch des Fremden und erzählt die sonderbare Geschichte von Tarabas.

„Und ihr Juden habt keine Angst mehr?“ fragt gelegentlich der Fremde.

„Was wollen Sie?“ pflegt dann Kristianpoller zu antworten: „Die Menschen vergessen. Sie vergessen die Angst, den Schrecken, sie wollen leben, sie gewöhnen sich an alles, sie wollen leben! Das ist ganz einfach! Sie vergessen auch das Wunderbare, sie vergessen das Außerordentliche sogar schneller als das Gewöhnliche! Sehen Sie, mein Herr! Am Ende jedes Lebens steht der Tod. Wir wissen es alle. Und wer denkt an ihn?“

So spricht der Gastwirt Nathan Kristianpoller zu den Gästen, die ihm sympathisch sind. – Er ist ein kluger Mann.